

August 8/2013

Aus dem Inhalt

Stefan Dybowski
Von der Möglichkeit zur Wirklichkeit 225

Elisabeth Eicke/Marie-Christine Kajewski
Ein Hineinwachsen in die gemeinsame Verantwortung
aller Getauften 227

Herbert Arens
Spannungen in der Kirche – Kirche in Spannungen 233

Roland Weiß
Schreckgespenst „Inklusion“? 240

Bruno Schrage
Singen, eine Frage der Pastoral – auch im Alter 246

Literaturdienst: 254

Norbert Trippen: Joseph Kardinal Höffner (1906-1987)
Bd. 2.

Thomas von Mitschke-Collande: Schafft sich die
katholische Kirche ab?

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prälat Dr. Stefan Dybowski, Erzb. Ordinariat Berlin,
Niederwallstraße 8–9, 10117 Berlin | Elisabeth Eicke,
Diözesanrat der Katholiken, Domhof 18–21, 31134 Hildesheim
| Pfr. Dr. Herbert Arens, Bischöfliches Generalvikariat,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Roland Weiß, Deutscher
Katechetenverein e.V., Windschnur 18, 84036 Obergang-
kofen | Bruno Schrage, Diözesan-Caritasverband für das
Erzbistum Köln, Georgstraße 7, 50676 Köln

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Msgr. Markus Bosbach,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Prälat Dr. Stefan Dybowski,
Niederwallstr. 8–9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner,
Domhof 18–21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz
Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5–7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5–7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Stefan Dybowski

Von der Möglichkeit zur Wirklichkeit

Studierendenseelsorge

Sonntagabend 18.45 Uhr – die Kirche St. Augustinus in Berlin-Prenzlauer Berg füllt sich mit jungen Menschen. Letzte Absprachen, Musikinstrumente werden gestimmt, und um 19.00 Uhr beginnt der Gottesdienst der Studentengemeinde.

Jeden Sonntagabend treffen sich die Studentinnen und Studenten in der Studentengemeinde zum Gottesdienst, danach Abendessen (von den Studenten selbst gekocht), und zum Gespräch. Nicht selten gehen die letzten erst kurz vor Mitternacht nach Hause.

Wer hier als Seelsorgerin oder Seelsorger tätig sein will, muss sich auf diese ungewöhnlichen Zeiten einstellen. Vormittags ist hier niemand anzutreffen. Erst am Nachmittag gehen die Jalousien hoch. Dann beginnt das Leben in der Studierendengemeinde. Und während am Sonntagabend die meisten Menschen ihre Freizeitaktivitäten beenden und sich auf den Beginn der Arbeitswoche vorbereiten, treffen sich die Studierenden.

Unsere Studierendengemeinde trägt das Patronat der Heiligen Edith Stein (hingerichtet am 9. August 1942; ihr Ordensname: Theresia Benedicta a Cruce). Warum Edith Stein? Ein erster Blick in ihre Lebensgeschichte zeigt eine enge Verbundenheit mit der Welt der Studierenden: Die Universität war lange Zeit ihr Wirkungsfeld. In Breslau, Göttingen und Freiburg studierte Edith Stein Philosophie, Psychologie und Geschichte. Ihr

Doktorvater war der Phänomenologe Edmund Husserl. Wie sehr Edith der Philosophie verbunden war, drückt eine humorvolle Redewendung einiger Kommilitoninnen aus: „Jedes Mädchen träumt vom Busserl, doch die Edith träumt vom Husserl.“

In ihrer Studentenzeit hat sich Edith Stein in vielen Gruppen und Kreisen engagiert. Wie viele junge Menschen war sie erfüllt von Ideen, mit denen sie zusammen mit ihren Mitstudentinnen die Welt gestalten und verändern wollten. Unsere Studierendengemeinde hält z. B. einen sehr lebendigen Kontakt zu Gefangenen in der Justizvollzugsanstalt Tegel. Überhaupt, wer in die Geschichte schaut, wird erkennen können, dass so manche gesellschaftlichen, politischen und auch religiösen Veränderungen ihre Keimzelle im Kreis der Studenten gehabt haben.

Der Sonntagabend ist der Ort, an dem sich die Studenten vor allem auch über ihren Glauben austauschen können. Gerade in der säkularen Welt der Universitäten erleben sie, dass der Glaube an Gott für viele fremd erscheint. Die Suche nach Wahrheit und damit nach einem Sinn für Ihr Leben hat einen großen Teil des Lebens von Edith Stein geprägt. Die entscheidende Wende brachte dabei die Lektüre der Autobiographie der Heiligen Theresia von Avila. „Das ist die Wahrheit“, mit diesen knappen Worten deutete Edith Stein später die Veränderung ihres Lebens an. Es waren Veränderungen, in denen es für sie kein Zurück mehr gab: ihre Konversion und Taufe in Bad Bergzabern, ihr Eintritt in den Kölner Karmel, und schließlich ihre Deportation ins Konzentrationslager.

Doch man bleibt nicht ewig Student. Es ist die Zeit, in der man sich auf das spätere Leben vorbereitet. Dazu dient die Ausbildung in den verschiedenen akademischen Fächern.

Daneben ist es aber auch die Zeit, Entscheidungen zu treffen, die für das ganze Leben von Bedeutung sind. Jungen Menschen steht die Welt offen. Sie haben viele Möglich-

keiten, ihr Leben zu gestalten. Das ist faszinierend. Und doch spielt sich das Leben in einer anderen Welt ab, in der Wirklichkeit. So faszinierend der Gedanke ist, alle Türen des Lebens offen zu sehen – die Erfüllung kommt erst, wenn ich aus der Vielzahl der Möglichkeiten mich für die eine Wirklichkeit entscheide. Dazu bedarf es meiner persönlichen Entscheidung: für einen Beruf, für Familie und Freundschaften, für meine Lebensform, meine Weltanschauung, und nicht zuletzt auch für meinen Glauben. Möglichkeit und Wirklichkeit ... mit einer philosophischen Abhandlung über Potenz und Akt hat sich Edith Stein um eine Habilitation beworben (damals vergeblich, unter anderem auch, weil sie eine Frau war).

Sonntagabend 19.00 Uhr – die Kirche füllt sich mit Studierenden. Sie feiern Gottesdienst, diskutieren lebhaft miteinander, haben Gemeinschaft. Irgendwann werden sie gehen, an diesem Abend nach Hause, nach bestandenen Examina in einen Beruf und damit in die Welt. Ich hoffe, dass sie viel mitnehmen von dem, was sie in der Studierendengemeinde erleben konnten: Erfahrungen, die sie in dieser Zeit gesammelt haben; so manche Freundschaft, die dort begonnen hat; einen durch viele Gespräche und Diskussionen gestärkten Glauben. Vor allem aber ein Wissen darum, dass das Leben sich niemals in den noch so faszinierenden Möglichkeiten vollzieht, sondern nur in der Wirklichkeit. Und dazu den Mut zu verbindlichen Entscheidungen. Oder aber kurz gesagt: den Namen Edith Stein.

Liebe Leserinnen und Leser,

die erste Begegnung in Mannheim am 8.–9. Juli 2011 war der Auftakt des von der DBK initiierten Dialogprozesses. Verloren gegangenen Vertrauen wird die Eröffnung von Gesprächsräumen zwischen allen, die gemeinsam Kirche in Deutschland sind, konstruktiv entgegengestellt. Dies geschieht auf der nationalen Ebene, wie es auch eigene und damit zugleich verschieden akzentuierte Formen des Dialogprozesses in den einzelnen Bistümern gibt. Aus dem Bistum Hildesheim berichten vom Stand der Dinge **Elisabeth Eicke**, Vorsitzende des Diözesanrates der Katholiken, und **Marie-Christine Kajewski**, die als Geschäftsführerin dieses Rates arbeitet.

Pfr. Dr. Herbert Arens, Referent für liturgische Projekte im Generalvikariat Aachen sowie Subsidar im Pastoralteam St. Katharina/Aachen, betrachtet Kirche einmal auf der Folie eines Bildes aus der Physik: nämlich des sich zwischen zwei gegensätzlichen Polen bildenden Kräftefeldes, das gewissermaßen die existenten Spannungen zur Dynamisierung nutzt.

Roland Weiß, Referent für Sonderpädagogik im Dt. Katecheten-Verein e. V., stellt einen Firmkurs vor, der die heutzutage vielbeschworene „Inklusion“ berücksichtigt, und kann zugleich Auskunft darüber geben, was man sich bei dessen Erstellung konzeptionell gedacht hat.

PR Bruno Schrage, Theol. Referent im Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln, ordnet das Projekt „Singen im Alter“ in einen größeren Kontext ein und stellt damit die Chancen bzw. die seelsorgliche Wirkmöglichkeit des Kirchenlied- (und Volkslied-)Singens gerade bei von Demenz betroffenen Senioren heraus.

Da der August einer der klassischen Urlaubsmonate ist, wünsche ich Ihnen, so Sie jetzt Ihre Erholungszeit nehmen, eine gute Regeneration Ihrer Kräfte, beglückende oder stärkende Eindrücke an den Orten, an denen Sie sich aufhalten, und zwischendurch einen neugierigen Blick in einen der Artikel dieses Heftes.

Ihr



Gunther Fleischer

Ein Hineinwachsen in die gemeinsame Verantwortung aller Getauften

Der Dialogprozess im Bistum
Hildesheim

I. Das Zeichen der Geschwisterlichkeit

Es ist doch längst alles gesagt, die Positionen sind klar. Warum führen wir also Dialog? Weil die Kirche entweder dialogisch oder aber nicht Kirche ist. Möchte sie ihre Botschaft, das Evangelium Jesu Christi, in der Welt zum Leuchten bringen, kann sie auf ein dialogisches Geschehen nicht verzichten. In diesem findet einerseits die Frohe Botschaft Widerhall bei den Menschen, denen sie verkündet wird, und andererseits finden diese Menschen in ihren Suchbewegungen, ihren Fragen und Anliegen Gehör bei der Kirche. Ohne dass beide Seiten sorgfältig aufeinander hören, ohne dass sie die Fragen und Botschaften ihres Gegenübers gewissenhaft wahrnehmen, entsteht kein Dialog.¹ Und gerade in einem solchen dialogischen Geschehen erweist sich Kirche als Zeichen der Geschwisterlichkeit: „Die Kirche wird Kraft ihrer Sendung, die ganze Welt mit der Botschaft des Evangeliums zu erleuchten und alle Menschen aller Nationen, Rassen und Kulturen in einem Geist zu vereinigen, zum Zeichen jener Brüderlichkeit, die einen aufrichtigen Dialog ermöglicht und gedeihen lässt.“²

So geht es denn auch bei dem durch die Deutschen Bischöfe initiierten Gesprächsprozess nur vordergründig um die Rückgewinnung verlorener Glaubwürdigkeit. Hinter

dem aktuellen Ausgangspunkt geht es grundlegender um das Wesen der Kirche selbst, welches in Schiefelage geraten ist. Sprachlosigkeit hat sich breit gemacht. Das Gespräch miteinander ist verstummt, die Kirche und die Menschen unserer Zeit finden beieinander keine Resonanz mehr. Und so bringt es Erzbischof Zollitsch auf den Punkt: „Die in jüngster Zeit aufgedeckten Fälle sexuellen Missbrauchs durch Mitarbeiter der Kirche mögen ein aktueller Anlass für einen erhöhten innerkirchlichen Gesprächsbedarf sein. Die eigentlichen Fragen liegen freilich tiefer. Sie haben ihre Ursache im Auseinanderbrechen von Evangelium und heutiger Kultur“.³ Ebendieses Auseinanderbrechen möchte der Gesprächsprozess heilen, damit Kirche zur dialogischen Kirche in der heutigen Welt und damit zum Zeichen der Geschwisterlichkeit wird. Dies ist natürlich nicht allein über einen zentral gesteuerten Gesprächsprozess zu erzielen. Genau deshalb sind die einzelnen Bistümer eingeladen, auch auf der Ebene des Bistums einen Dialogprozess durchzuführen und mit möglichst vielen Menschen ins Gespräch zu treten, so dass der Gesprächsprozess auf Bundesebene an die Erfahrungen und Erlebnisse auf Bistumsebene rückgekoppelt wird. Die Einladung zur Initiierung eines Dialoges hat Bischof Trelle im Bistum Hildesheim aufgegriffen. Doch wie genau startet man einen Gesprächsprozess, wie bringt man einen Dialog in Gang? Welche Folgen hat ein einmal begonnenes Gespräch? Nachfolgend möchten wir berichten, wie sich der Dialogprozess im Bistum Hildesheim gestaltet (II), um daran anschließend darzulegen, welche Theologie ihn prägt (III).

II. Das Bistum Hildesheim im Dialog

1. Grundlegendes

Ein Dialog beginnt damit, dass mindestens zwei Menschen miteinander sprechen möchten und deshalb das Gespräch suchen, welches sich in der Ansprache des Einen an die Andere konkretisiert und in der Bereitschaft

und Befähigung jener Anderen, diese Ansprache zu vernehmen und zu beantworten, erfüllt wird. Doch wie es schon im persönlichen Gespräch nach einer Zeit der Sprachlosigkeit schwer fällt, die richtigen Worte zu finden, so gilt dies auch für einen größeren Dialogprozess. Um diesen zu beginnen, bedarf es zunächst der Vergewisserung, wie überhaupt der Dialog um die Zukunft unserer Kirche geführt werden soll. Dabei ist grundlegend zu erwägen, ob der Dialog lediglich dem Ziel dienen soll, einen Weg aus der Kirchenkrise zu bahnen, oder ob er vielmehr ein gemeinsamer geistlicher Weg ist, der tiefer in die katholische Grundhaltung hineinführt. Beschreitet man – wie im Bistum Hildesheim – den letztgenannten Weg, so bedeutet dies, dass der Dialog mit dem gemeinsamen Gebet beginnt, welches die Gesprächspartner für das Wirken des Geistes öffnet. Das gemeinsame Gebet wird dabei zum Ausdruck jener Haltung, in der der Dialog geführt werden soll – nicht als eine Debatte, in der sich Interessengruppen formieren und Mehrheiten bilden, sondern als gemeinsamer Weg, auf dem unter Führung des Heiligen Geistes geschaut wird, was das Beste für die Kirche von Hildesheim ist.

Ein solcher Weg führt freilich nicht zu einem Hochglanzpastoralplan. Es ist ein gemeinsamer geistlicher Weg, der offen hinschaut in dem Bewusstsein, dass er nicht weiß, wo er hinführt. Diese prozesshafte Offenheit ist dem Hildesheimer Dialogprozess eingeschrieben, um einen wirklich geistgewirkten Dialog führen zu können. Dies kommt auch im Motto des Dialogprozesses zum Ausdruck, wo es heißt: „Der Dialog ist nicht hochmütig, verletzend oder beleidigend. Seine Autorität wohnt ihm inne durch die Wahrheit, die er darlegt, durch die Liebe, die er ausstrahlt, durch das Beispiel, das er gibt.“⁴

2. Das 1. Jahr des Dialogprozesses – Das Jahr des Hinhörens

Um diese Wahrheit auch wirklich darlegen zu können, bedarf der Dialog einer bestimm-

ten Form. Diese Form aber wurde nicht am Reißbrett gezimmert oder durch den Bischof einseitig vorgegeben, sondern im Bistum Hildesheim entschied man sich, die Frage nach der formalen Gestaltung des Dialogprozesses selbst in den Dialog zu geben. Dazu lud Bischof Trelle zu einem ersten Dialogtag am 3. Oktober 2011 ein. Eingeladen waren die Mitglieder des Priester- und Diözesanrates der Katholiken sowie die Leiter der Hauptabteilungen des Bischöflichen Generalvikariats – ein Novum, schließlich hatten diese Gremien noch nie miteinander getagt. Und doch glückte dieses Experiment, da alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Dialogtages eine große Offenheit an den Tag legten, die eine kollegiale Zusammenarbeit ermöglichte. In dieser wurde offenkundig, dass es eines gemeinsamen Weges bedarf, um Dialog führen zu können, dass dieser Weg aber zunächst einmal nicht im Reden bestehen sollte, sondern im Hinhören.

So sollte das erste Jahr des Dialogprozesses ein Jahr des Hinhörens werden, um zu erfahren, was die Menschen im Bistum eigentlich denken, welche Probleme sie umtreiben und welche Fragen sie haben. Doch wie überhaupt Aussagen in dieser Richtung motivieren, auf die man dann hören könne? Die Teilnehmer des ersten Dialogtages kamen überein, dass es sinnvoll wäre, einige möglichst weit gefasste Fragen zu stellen, um Antworten zu erhalten. Am dringlichsten erschienen die Fragen nach der Kultur des Sonntags auch angesichts des Priestermangels sowie nach der Präsenz der Kirche in der säkularen Gesellschaft. Diese beiden Fragen sollten nach Meinung der Teilnehmer des ersten Dialogtages das erste Dialog-Jahr prägen.

Um diese Initialzündung auch wirklich zu einem Dialogprozess werden zu lassen, berief der Bischof im Anschluss an den ersten Dialogtag eine Planungsgruppe, deren Anliegen es ist, den Bischof dabei zu unterstützen, dem Prozess eine Struktur zu geben, ohne sich dabei allzu sehr festzulegen. Der Planungsgruppe gehören Vertreter der Bistumsleitung sowie des Priester- und Diöze-

sanrates an. Sie unterstützen seit dem ersten Dialogtag den Versuch, Gremien, Gemeinden, Außen- und Fernstehenden ein möglichst breitgefächertes Gesprächsangebot zu unterbreiten und so zu ermöglichen, dass möglichst viele Menschen mitreden.

Konkret bedeutet das, dass der Dialog nicht zentral in Hildesheim geführt wird, sondern in den Dekanaten; dort, wo die Menschen im Bistum lokal verortet sind. Die Gemeindeberatung stand den Dechanten und den 2. Vorsitzenden der Dekanatspastoralräte assistierend zur Seite, um dekanatsweite Gesprächsprozesse zu initiieren und einen Dialogabend im Dekanatspastoralrat zu organisieren, an dem die Ergebnisse der vorherigen Gespräche zum Thema zusammengeführt wurden. Zu diesem Dialogabend reisten entweder Bischof Norbert, Weihbischof Dr. Schwerdtfeger, Weihbischof Bongartz, Generalvikar Dr. Schreer oder Domkapitular Pohner in die Dekanate, um zu hören, welche Ideen vor Ort im Gespräch sind, welche Probleme gesehen und erfahren werden und welche Initiativen und Entscheidungen nötig sind und gefordert werden.

Die beiden Anstoßfragen zur Kultur des Sonntags und der Präsenz der Kirche in säkularer Gesellschaft animierten über 700 Bistumsangehörige zu teils leidenschaftlichen Diskussionen über die Zukunft unserer Kirche. Die Ergebnisse der Gespräche mit den Dekanatspastoralräten wurden auf Bistumsebene nochmals gebündelt, als am 3. Oktober 2012 ein zweiter Dialogtag stattfand, bei dem die Mitglieder des Priester- und Diözesanrates und die Leiter der Hauptabteilungen des Bischöflichen Generalvikariats unter Leitung des Bischofs eine Auswertung der Ergebnisse vornahmen.

Gerade die Debatte um die Kultur des Sonntags erwies sich als fruchtbar. Angesichts des teilweise dramatischen Priester-mangels zeichnete sich in allen Dekanaten ein klares Votum für Wort-Gottes-Feiern mit Kommunionausteilung ab – diese freilich nicht verstanden als Ersatz für die Heilige Messe, sondern als Ergänzung zu ihr, weil gottesdienstliches Leben in der Gemeinde auch dann möglich sein soll, wenn sonntags

kein Priester vor Ort sein kann. Bischof Norbert hat diese Überlegungen aufgegriffen und sofort begonnen, sie in eine greifbare Neuregelung zu verwandeln. Zusammen mit dem Leiter der Liturgiekommission hat er die Arbeit an einer Neujustierung der Hildesheimer Einstellung zu Wort-Gottes-Feiern aufgenommen, deren Ergebnis demnächst bekannt gegeben werden soll.

3. Das 2. Jahr des Dialogprozesses – Unsere Kirche ist der Rede wert

Doch große Einmütigkeit und eine konkrete Veränderung machen noch keinen Dialogsommer. Daher wird der Dialog im Bistum Hildesheim auch in diesem Jahr fortgeführt. In Anknüpfung an die zweite Frage des letzten Jahres, wie die Kirche in säkularer Gesellschaft präsent sein kann, wird im laufenden zweiten Jahr des Dialogprozesses diese Frage diakonisch ausdifferenziert. Es soll über die Fragen gesprochen werden, wie und wo Kirche gebraucht wird, was die Menschen von der Kirche erwarten, welche Fragen und Nöte sie haben. Zudem interessiert, wie und wo Kirche auf diese Fragen und Nöte antwortet und wo Menschen kirchliche Angebote nutzen. Um diese Fragen vertieft zu besprechen, ist ein dreistufiger Prozess geplant, der in den Pfarrgemeinden, auf der Ebene der Dekanatspastoralräte und zwischen Dekanatspastoralrat und Bischof Trelle, einem der Weihbischöfe oder Generalvikar Dr. Schreer vorgesehen ist.

Nachdem im ersten Jahr des Dialogprozesses die Dekanatspastoralräte klar im Vordergrund standen, verschiebt sich im zweiten Jahr diese Gewichtung. Es ist das Anliegen, den Dialog über die Gremienvertreter hinaus zu tragen und mit jenen Brückenköpfen des Katholizismus ins Gespräch zu kommen, die in die Gesellschaft hinein wirken. Wer dies ist, ist von Ort zu Ort verschieden: Vertreterinnen kirchlicher Einrichtungen, insbesondere aus dem Bereich Caritas und Bildung; engagierte Einzelpersonen, wie etwa Leiter von Kindertagesstätten oder Leiterinnen von Sozialstationen, katholische Kommunalpo-

litiker usw. Gerade diese Gruppe von Menschen, die aus katholischer Grundhaltung heraus im weitesten Sinne diakonisch tätig ist, ist voller unerlässlicher Gesprächspartner, wenn es um Antworten auf die eingangs gestellten Fragen geht.

Gebündelt werden die Ergebnisse dieser Gespräche am 29. November 2013, wenn ein dritter Dialogtag das zweite Jahr des Dialogprozesses beschließt.

4. Der JugendDialog

Parallel zu dieser Form des Dialogprozesses hat sich ein eigener Dialog der Jugendlichen im Bistum Hildesheim entwickelt. Dieser findet nun nicht separat statt, um den Themen der Jugendlichen kein Gehör schenken zu müssen, sondern vielmehr, um ihnen den entsprechenden Raum zu verschaffen, wirklich eigene Themen zu benennen und zu diskutieren.

Es hat sich zu diesem Zweck eine achtköpfige Steuerungsgruppe von engagierten Jugendlichen zusammengefunden, die den JugendDialog im Bistum Hildesheim organisieren. Los ging es mit einem großen Dialogtag im Dezember 2012, zu dem sich mehr als sechzig Jugendliche aus allen Dekanaten und Jugendverbänden einfanden. An den Anfang dieses Tages stellten die jungen Initiatoren eine Frage: Was muss heute passieren, damit wir auch in 20 Jahren unseren Glauben gut leben können? Ausgehend von dieser Frage kristallisierten sich zentrale Themenfelder heraus, die den JugendDialog seither prägen, u. a. ehrenamtliche Arbeit, Gleichberechtigung und Demokratie in der Kirche, moderne Gottesdienstformen, das Image der Kirche 2.0 und der Dialog zwischen den Generationen. Neben der reinen Bestandsaufnahme ermittelten die Teilnehmer des JugendDialog-Tages auch mögliche Lösungsansätze und konkrete Lösungsvorschläge.

Ausgehend von diesem Beginn wird der JugendDialog im laufenden Jahr vor Ort in den Dekanaten geführt, so dass die Jugendlichen ihren brennenden Fragen und ihrem

Wunsch nach Veränderung weiter nachgehen können. Am 30. November 2013 werden sie sich zu einem Zwischenfazit mit Bischof Trelle treffen und mit ihm ihre Anliegen besprechen. In 2014 geht der JugendDialog dann ungebrochen weiter. Zunächst wird Bischof Trelle in vier Regionen des Bistums kleinere Dialog-Tage der Jugendlichen besuchen, um Ende des kommenden Jahres mit einem großen Dialog-Tag den JugendDialog auszuwerten.

5. Die Internet-Foren und die Chats

Als großflächiges Bistum setzt Hildesheim neben den persönlichen Treffen bewusst auf die Möglichkeit, den Dialog auch im Internet zu führen. Unter www.dialog-prozess.de wurde eine Homepage eingerichtet, damit sich alle unabhängig von ihrem Aufenthaltsort am Dialog beteiligen können.

Die Themen, welche auf der Homepage in Foren diskutiert werden, entstammen jenen Gesprächen mit den Dekanatspastoralräten, die im ersten Jahr des Dialogprozesses mit den Vertretern der Bistumsleitung geführt wurden. So geht es um die Kultur des Sonntags, man spricht über Gemeinden als Ort der Glaubensverkündung in säkularer Gesellschaft, diskutiert leidenschaftlich über den Zölibat, denkt über pastoral vertretbare und rechtlich einlösbare Lösungen für den arbeitsrechtlichen Umgang mit wiederverheirateten Geschiedenen nach, wägt Für und Wider einer Priesterweihe für Frauen ab, sinnt über die Verantwortung der Laien in der Kirche und überlegt, wie ein verantwortlicher und zeitgemäßer Umgang mit Sexualität aussehen könnte. Diese Oberthemen werden durch entsprechend konkretere Unterforen weiter ausdifferenziert, so dass ein viel- wie sorgfältiger Austausch stattfinden kann.

Und auch für den JugendDialog gibt es ein eigenes Forum unter <http://www.jugend-bistum-hildesheim.de/forum/>. Hier werden ebenfalls jene Themen diskutiert, welche am 1. JugendDialog-Tag vereinbart worden waren. Das Image der Kirche 2.0 ist dabei eben-

so im Diskurs wie die Zukunft des ehrenamtlichen Engagements; die Möglichkeit lebendiger Gottesdienste wird ebenso leidenschaftlich anvisiert wie ein Mehr an Gleichberechtigung in der Kirche. Als *digital natives* nutzen die Jugendlichen dieses interaktive Gesprächsangebot in einem hohen Maße.

Neben diesen Möglichkeiten des Austauschs wurde zudem schon mehrfach ein Chat mit Bischof Norbert durchgeführt. Auch hier ist die Prämisse, für möglichst viele ein möglichst zugängliches Gesprächsangebot zu bieten, so dass das Gespräch ohne Hindernisse geführt werden kann – ein Angebot, von dem eine große Anzahl von Menschen im Bistum Gebrauch gemacht hat.

III. Taufwürde konkret

Dass der Dialogprozess im Bistum Hildesheim engagiert begonnen und weitergeführt wurde, ist kein Zufall. In ihm konkretisiert sich eine Theologie, die im gesamten Bistum entdeckt und an vielen Orten zwischen Buxtehude und Duderstadt praktisch gelebt wird. Es ist dies die Theologie der Taufwürde, welche allen Getauften ihre Mündigkeit als Christ zuspricht und ihre Teilhabe am gemeinsamen Priestertum aller Getauften in den Fokus rückt.

In unseren weltkirchlichen Erfahrungen haben wir im Bistum Hildesheim gerade von unseren Brüdern und Schwestern in Poitiers viel über die Bedeutung der Taufe lernen dürfen. „Taufe ist nicht der Anfang unseres christlichen Lebens, sondern Ursprung – daraus folgt: nicht nur im Augenblick der Taufe, sondern in jedem Augenblick unseres Lebens werden wir durch die Taufe zu Christen.“⁵ Jeden Tag spricht uns die Taufe die Mündigkeit als Christ zu, und jeden Tag aufs Neue bevollmächtigt sie uns, uns mit unseren je eigenen Charismen am Aufbau des Reiches Gottes verdient zu machen. Wenn wir aber alle durch die Taufe zu mündigen Christen werden, berufen dazu, unsere Charismen tätig einzubringen, dann gilt es, gerade jene Strukturen abzubauen, die uns

unmündig halten. Nur so wird die Taufwürde konkret – in einem neuen Miteinander, in dem alle ihren irreduziblen Platz und am gemeinsamen Priestertum aller Getauften Anteil haben.

Im Bistum Hildesheim wird diese Einsicht in die gemeinsame Verantwortung von Weihe-, Haupt- und Ehrenamt übersetzt.⁶ Wir sind auf dem Weg, gemeinsam, in einem dialogischen Prozess auf Augenhöhe, Entscheidungen zu ermitteln und gemeinsam zu tragen. So sollen alle Gläubigen des Bistums zu Entscheidungsträgern und in den konkreten Entscheidungsprozessen zu Partnern der Bistumsleitung werden. Dieser Weg manifestiert sich schon in den vielfältigen Prozessen lokaler Kirchenentwicklung, um die zunächst dialogisch gerungen wird und die dann in gemeinsamer Verantwortung umgesetzt werden.⁷ Lokale Kirchenentwicklung zielt dabei darauf, die Kompetenzen vor Ort ernst zu nehmen. Die Gläubigen vor Ort wissen selbst am besten, welche Bedürfnisse sie haben, welche Erfordernisse die konkrete Situation an sie stellt und sie sind die kompetenten Ansprechpartner, wenn es um Lösungen für lokale Probleme und innovative Ideen für den eigenen Lebensraum geht. So wird in der lokalen Kirchenentwicklung schon das Bewusstsein der Taufwürde ganz konkret – in einem gleichberechtigten, dialogischen Miteinander. Anders als der eigentliche Dialogprozess mit seiner Offenheit über Weg und Ziel sind die Prozesse der lokalen Kirchenentwicklung allerdings zielgerichtete Entwicklungsprozesse – nichts desto trotz profitiert der Dialogprozess nicht unwesentlich von der aus dem Taufbewusstsein sich schöpfenden Kultur der Teilhabe, die sich im Bistum eingeübt hat.

Doch obwohl im Bistum Hildesheim gerade viel in Bewegung ist – von den Projekten gemeinsamer Verantwortung über die Prozesse lokaler Kirchenentwicklung hin zum Dialog – herrscht angesichts der damit einhergehenden Veränderungen eine denkbar unaufgeregte Haltung. Allen ist klar, dass wir gemeinsam auf dem Weg sind – und, dass der Weg, den wir beschreiten, ein geistlicher Weg ist. Im Bereich der Ehrenamtlichenqua-

lifikation besteht derzeit etwa eine rege Nachfrage nach spirituellen und nicht nach fortbildenden Angeboten. Mit der Kultur des Miteinanders und der Teilhabe und der Wiederentdeckung des Taufbewusstseins geht eben auch eine spirituelle Erneuerung einher, die vielfältige Früchte trägt.⁸

Die Zeichen stehen also gut für eine konstruktive und einsichtsreiche Fortführung des Dialogs im Bistum Hildesheim. Zwar sind konkrete Prognosen schwer zu treffen, aber es herrscht allseits das Vertrauen, dass der Geist uns bei unserem Bemühen, miteinander im Gespräch zu bleiben, lenkt. Deshalb dürfen wir darauf hoffen, dass der gemeinsame Weg uns im Bistum Hildesheim tatsächlich in eine tiefere katholische Grundhaltung führt und uns als Kirche in unserem dialogischen Bemühen zum Zeichen jener Geschwisterlichkeit macht, welche die Anhängerschaft Jesu Christi auszeichnet und die in der Taufe Grund gelegt ist.

⁶ Vgl. Ehrenamtlicher Dienst im Bistum Hildesheim; online einsehbar <http://www.downloads.bistum-hildesheim.de/1/10/3/89461879605289034420.pdf> und auch Bischof Norbert Trelle, „Seht her, nun mache ich etwas Neues“, spricht der Herr, „schon kommt es zum Vorschein“ (Jes 43,18). Hirtenwort zur österlichen Bußzeit 2011; online einsehbar <http://www.downloads.bistum-hildesheim.de/1/10/3/30379624567559633925.pdf>

⁷ Vgl. Lokale Kirchenentwicklung – Orientierungen; online einsehbar <http://www.downloads.bistum-hildesheim.de/1/10/4/85028534816641601965.pdf>

⁸ Vgl. Ein spirituelles Abenteuer; online einsehbar <http://www.dioezesanrat-hildesheim.de/themen/>

Anmerkungen:

¹ Vgl. Bischof Dr. Franz-Josef Bode, Impuls zum Zukunftsbild „Den Menschen nahe sein. Diakonisches und pastorales Wirken in der Kirche“, 14.9.2012 Hannover; online einsehbar unter http://www.dbk.de/fileadmin/redaktion/diverse_downloads/presse/2012-139c-Gespraechsprozess-Hannover-Impuls-B-Bode.pdf

² Gaudium et Spes 92; online einsehbar unter http://www.vatican.va/archive/hist_councils/ii_vatican_council/documents/vat-ii_const_19651207_gaudium-et-spes_ge.html

³ Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, Die Zeichen der Zeit erkennen und sie im Licht des Evangeliums deuten. Fastenhirtenbrief 2011; online einsehbar www.ebfr.de/html/media/hirtenbriefe.html

⁴ Ecclesiam Suam 81, online einsehbar [http://www.kathpedia.com/index.php?title=Ecclesiam_suam_\(Wortlaut\)](http://www.kathpedia.com/index.php?title=Ecclesiam_suam_(Wortlaut))

⁵ Eric Boone, Gemeinsames Priestertum aller Getauften – am Beispiel von Poitiers; online einsehbar <http://www.downloads.bistum-hildesheim.de/1/10/4/10895002931796643627.pdf>

Spannungen in der Kirche – Kirche in Spannungen

Um das moderne Bewusstsein zu beschreiben¹, in dem christliche Spiritualität teilweise im Gleichklang, gleichzeitig aber in Dissonanz steht, lassen wir uns von Gegensatzpaaren leiten, die wir als Pole einer unauflösbaren Spannungseinheit betrachten. Anschauliche Beispiele sind etwa die Pole einer elektrischen Spannung oder die erotische Spannung zwischen (in der Regel) Mann und Frau. Diese Betrachtung versteht die Pole nicht als Einzelwirklichkeiten, sondern in ihrer Zusammengehörigkeit mit dem sie verbindenden Kräftefeld. Die Reduktion auf nur einen Pol bedeutet, die Wirklichkeit einseitig zu betrachten und ihr die innewohnende Dynamik zu nehmen. Dieser Ansatz führt tief ins theologische Denken. Die Pole einer Spannungseinheit stellen das Benennbare dar. Die Spannung selbst ist schwer zu benennen, weil sie wie ein unsichtbares Kräftefeld wirkt. Dennoch lassen sich Spannungen, die das menschliche Leben bewegen, an ihren Wirkungen feststellen. Ohne Spannungen kein Leben, weil keine Zukunft. Deshalb wird man sagen können, dass in der durch die Spannungen bedingten Offenheit für das weitere Leben und für die Zukunft sich der erahnen lässt, der in der größtmöglichen Spannungseinheit mit dem menschlichen Leben steht: Gott, als der Alles-in-Einem, der sich mitteilt an die Ohne-ihn-Nichtse, damit sie Mit-ihm-Alles werden.

Die nachfolgend besprochenen Spannungseinheiten im Leben der Kirche haben paradigmatischen Charakter.

Die Spannungseinheit von Autorität und Selbstbestimmung

Früher war das Individuum in unseren Ländern stärker durch vorgegebene Entscheidungen bestimmt als heute. Die ausgeweiteten individuellen Entscheidungsmöglichkeiten werden als Freiheitsgewinn zur persönlichen Entfaltung begrüßt, traditionelle Lebensmuster oder auferlegte Verbindlichkeiten dagegen als Einschränkungen empfunden. Geistesgeschichtlich ernten wir die (manchmal einseitigen) Früchte der Aufklärung mit ihrem emanzipatorischen Drang zur Selbstbestimmung. Das gilt auch für den kirchlichen Raum.

Andererseits wird seriös nicht bestritten, dass der Einzelne als Glied einer Gemeinschaft sich an Regeln halten muss, die den Bestand der Gemeinschaft und der Einzelnen in ihr wahren. Die Auflösung der Selbstbestimmung führt in autoritäre Systeme, die der der Autorität zum unverbundenen Nebeneinander. Die moderne Entwicklung hat aber zur Folge, dass jede Bestimmung von außen sich vor der Selbstbestimmung des Individuums ausweisen muss, kirchliche Anforderungen nicht ausgenommen. Umgekehrt steht Autorität im Dienst menschlicher Gemeinschaft. Daraus ergibt sich u. a., dass nicht jedes Verlangen der Mitglieder für die Gemeinschaft verbindlich gemacht werden kann.

Den älteren Menschen steht ein enormer Umschwung des kirchlichen Lebens vor Augen. Das Zweite Vatikanische Konzil wurde meist erlebt als Befreiung aus Autorität, die alle Lebensbereiche mit Regeln, Vorschriften und Sanktionen belegte. Demgegenüber hat das Konzil die Würde und die unverletzliche Gewissenentscheidung der Person herausgestellt, mit dem Schlagwort *Mündigkeit* auf den Punkt gebracht und für viele eine Ermutigung zur eigenen Urteilsfindung.

Gemäß unserem Axiom von der Spannungseinheit muss ebenfalls gesehen werden, dass das Konzil die Gemeinschaft der Gläubigen neu ins Licht gerückt hat. Das konziliare Verständnis von Kirche umfasst

deren Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und lässt sie gründen im Geheimnis der sich in der Schöpfung und in der Geschichte (besonders Israels) mitteilenden Liebe Gottes. Diese hat ihr absolutes Wort mit Jesus Christus gefunden, dessen Geist die Gemeinschaft der Gläubigen schafft. Der christliche Glaube enthält so in sich die Berufung zur Gemeinschaft und ist über die Gemeinschaft durch die Geschichte vermittelt. Andererseits gibt es echten Glauben nur als vom Individuum in ureigener Selbstbestimmung angenommenen.

Das Moment des Geschichtlichen relativiert die Eigentümlichkeiten der Epochen, auch die Tradition des Glaubens. Wir wissen um die Zeitbedingtheit etwa von Glaubensausagen (Dogmen). In diesem Wandel bedarf es der Wahrung der Einheit des Glaubens mit dem Ursprung der apostolischen Kirche, bedarf es einer (vom Geist gelenkten) Institution, die für die Identität des Glaubens steht. Gemeint ist der Dienst des geistlichen Amtes, zuletzt der des Petrusamtes für die Weltkirche. Mit diesem Aspekt sind wir wieder beim Pol der Autorität, der durch die Selbstbestimmung des Individuums nicht aufgelöst werden darf. Dennoch steht die Autorität auch in diesem Fall im Kräftefeld mit der Selbstbestimmung der Einzelnen. Geschichtliche Veränderungen entstehen in der Regel durch Freiheitsentscheidungen Einzelner und fordern die Autorität heraus. Der Dienst der kirchlichen Autorität besteht darin, den Geist Christi zu wahren.

Einen Vertrauensbruch zwischen kirchlicher Autorität und vielen Gläubigen hat es durch die Enzyklika *Über die rechte Ordnung der Weitergabe des menschlichen Lebens (Humanae vitae)* Pauls VI. (25. Juli 1968) gegeben. Es war ein Bruch, der für viele ein Band zerriss, das sich nicht wieder wie früher knüpfen ließ. Nach der vom Konzil bekräftigten Unvertretbarkeit individueller Verantwortung sah man sich einem Rückfall in obrigkeitliche Bestimmungen gegenüber – und dies für den intimsten und persönlichsten Lebensbereich. War die herkömmliche Sexualmoral stark durch (zölibatäre) Theologen geprägt, wurde sie jetzt zum Thema der

Betroffenen selbst. Die Folge war eine spürbare innere oder äußere Emigration. Im weiteren Verlauf hat die Kirche in Fragen der Sexualmoral weitgehend Autorität und Ansehen verloren, obwohl sie zu einer Deutung der menschlichen Geschlechtlichkeit Bedeutendes zu sagen hat.

Die Reaktion auf *Humanae vitae* hat die Spannungseinheit von Autorität und Selbstbestimmung in aller Schärfe in die Kirche hineingetragen. Die sich fortan zeigende Protestkultur war für die vorkonziliare Kirche nicht vorstellbar. Dennoch kann und muss man in ihr rückschauend einen positiven Aspekt sehen. Die Protestkultur hat u. a. die Kirche zur nachkonziliaren gemacht und ist zu einem unverzichtbaren Element geworden. Die Spannungseinheit von Autorität und Selbstbestimmung gehört zu den elementaren und unaufgebbaren Spannungen des Wesens von Kirche.

Da eine Spannung wie die beschriebene grundsätzlich nicht aufgelöst werden darf, kann es nur darum gehen, die beiden Pole klar zu benennen und die rechte Balance herzustellen. Hier hat der Dialog seinen Platz, der einen Prozess darstellt, in dem eine Spannung mit zunächst offenem Ende neu justiert wird. Dessen Ende besteht im Abbruch, wenn eine Seite sich nicht bewegt mit der Folge von Stagnation oder gar Resignation und Emigration. Andererseits birgt der ernsthafte und mühevoll Dialog die Chance, für beide Seiten einen neuen Standpunkt zu gewinnen. Dabei ist immer hilfreich zu fragen, welches „Stück“ Wahrheit aus der „generischen“ Position hervorlugt.

Die Spannungseinheit von Autorität und Selbstbestimmung führt zu einem weiteren Punkt. Die genannten Pole sind immer mit Machtansprüchen besetzt. Das wird besonders spürbar, wenn Sachargumente zum Alibi für Machtsicherung werden. Diese Gefahr gilt für die Autorität wie für die individuelle Selbstbestimmung. Man wird, wie gesagt, von Situationen ausgehen müssen, in denen die Autorität mit dem Blick auf das Ganze (Einheit der Gemeinde, des Bistums, der Weltkirche) individuelle Erwartungen hintanstellt. Im Sinne der Spannungseinheit

muss der Einzelne entscheiden, wenn er nicht resigniert, ob er seine Sicht realisiert oder ob er sich dem größeren Ganzen fügt. Beides erfordert Mut und Opferbereitschaft, im einen Fall für neue Wege, im anderen Fall für die Wahrung der Zusammengehörigkeit. Wir befinden uns in einer solchen Situation als Westeuropäer, die gleichzeitig mit Menschen ungleichartiger Mentalität in der Kirche leben. Was lässt diese Spannungseinheit zu, ohne die Zusammengehörigkeit zu beschädigen, aber auch ohne die regionale Entwicklung zu unterbinden?

Die Grundfrage der Macht, die nach christlichem Verständnis nur als Dienst verstanden werden darf und die dennoch diesem Verständnis entgleiten kann, heißt: Auf wie viel Macht kann und darf die Macht verzichten? Von der kirchlichen Autorität erwartet man, dass sie etwa ihre Institutionen und Positionen schützt, von den Bauten bis hin zur ungestörten Ausübung des Glaubens. In dieser Sicht gibt es so etwas wie eine Macht des Amtes, die die ihr zugestandenen (politischen, wirtschaftlichen, rechtlichen) Mittel für ihre Ziele einsetzen darf. Die Frage geht aber weiter, wenn wir das Wesen des geistlichen Amtes betrachten. Dieses Wesen besteht darin, im Namen der Kirche kompromisslos für die Botschaft Jesu Christi einzustehen. Dieses Einstehen unterliegt in der Treue zum Evangelium nicht den Gesetzen der „weltlichen“ Macht. Glaube, Hoffnung und Liebe lassen sich nicht als Verpflichtung auferlegen. Die christliche Verkündigung ist auf Überzeugung angewiesen und muss wissen, dass die Annahme des Evangeliums immer Gottes Tat bleibt. So hat die Evangelisation letztlich eine begrenzte äußere Macht. Anders: Christliche Macht und Autorität der Christen ist in ihrem Wesen auf die Macht der Machtlosigkeit angelegt.

Die Ohnmacht der geistlichen Macht hat nichts mit resignierender Ergebung in den Misserfolg zu tun. Sie gehört vielmehr zum Kennzeichen der geistlichen Macht und ist Zeichen ihrer Authentizität. Einmal, weil sie so Jesus Christus nachahmt und bezeugt, und zum anderen, weil sie so die übertragenen Aufgaben nicht für sich in Anspruch

nimmt, sondern als Dienst für andere, die selbst über die Annahme dieses Dienstes entscheiden.

Dieser Dienst ist heute zunehmend von der Glaubwürdigkeit der Träger/innen abhängig. Auch damit gehen wir in eine Spannungseinheit hinein, in die nämlich von vorgegebener Wahrheit und subjektiver Bezeugung. Dazu nur so viel: Der eine Pol heißt die Wahrheit Christi, der andere die Wahrheit seiner Verkündiger. Es kann nicht sein, dass die Wahrheit Christi durch die zu beanstandende Wahrheit der Verkündigung unwahr wird. Es kann aber auch nicht sein, dass die Wahrheit Christi ohne Verkündigung weiter gegeben wird. Der Glaube an Jesus Christus übersteigt die Bezeugung ihrer Verkündiger in jeder Hinsicht. Wer deshalb Abstand nimmt von der kirchlichen Gemeinschaft, nimmt Abstand von dem, was sie innerlich bewegt. Der Glaube der Kirche reicht über jede erreichte Situation hinaus auf ein Mehr, das ihre Dynamik schafft und jede menschliche Schwäche und Stärke, jede Begrenztheit und jedes Versagen überragt (eschatologische Spannung). Wer sich am Beklagenswerten aufreißt, übersieht den Überschuss des Glaubens, der die Kraft gibt, gegen die Mängel zu hoffen.

Die Spannungseinheit von Absolutheitsanspruch und Relativität

Eine weitere Spannungseinheit des heutigen kirchlichen Lebens ist die zwischen dem Absolutheitsanspruch des christlichen Glaubens und der geschichtlich bedingten Relativität von Weltanschauungen und Ideologien. Hinzukommt die konkrete Erfahrung einer pluralen Welt, die nicht selten negative Vorurteile gegenüber anderen Religionen korrigiert. Der Vergleich basiert nicht mehr auf Gehörtem, sondern oft auf selbst Erlebten.

In dieser Begegnungswelt entstehen die Fragen nach der Gültigkeit und dem Anspruch der eigenen wie der fremden Religionen. Vieles wird als historisch bedingt erkannt, abhängig von bestimmten Kultursitu-

ationen oder äußeren Lebensumständen. Sind die unterschiedlichen Religionen nur historisch bedingte unterschiedliche Ausformungen eines im Grunde überall gleichen Gott-Suchens und Findens? Der konsequent durchgezogene Relativismus führt zu einer Welt ohne geistigen oder geistlichen archimedischen Punkt. Der konsequent durchgezogene Absolutheitsanspruch führt zur Bestreitung von Gotteserfahrungen in anderen Kulturen und damit zur Verneinung des Wirkens Gottes in der gesamten Schöpfung bzw. Geschichte der Menschen.

Der christliche Glaube bezieht seine Identität von Jesus, dem Christus, her, den er als maßgebliches und immerwährendes Geschenkt Gottes an die Menschen versteht. Als Gottes Gabe ist Jesus auch der zum himmlischen Vater Erhöhte und im Geist bei den Gläubigen. Nur in Kontext lässt sich ergründen, wie Absolutheitsanspruch und Relativität des christlichen Glaubens möglich und notwendig sind. Die rein historische Betrachtung kann den Absolutheitsanspruch feststellen, aber nicht nachvollziehen, da sie das geschichtliche Geschehen unter dem Aspekt des Veränderlichen und damit Relativen untersucht. Für den christlichen Glauben ist das „Prinzip“ der Inkarnation konstitutiv. Es enthält die Spannungseinheit von Absolutem und Relativem bereits in sich, indem es sich zum menschengewordenen Gott bekennt. Damit ist gesagt, dass die Spannungseinheit von Absolut und Relativ für den christlichen Glauben unaufgebbar ist. Es kommt aber darauf an, dem Wesen dieser Spannung nachzuspüren, um sie vor Missverständnissen und Fehlrealisationen zu bewahren.

Maßgeblich sind die Grundeinsichten der klassischen Christologie: Jesus ist Gott und Mensch zugleich, und beides zu Gunsten des anderen nicht weniger: ganz Mensch und ganz Gott, aber eben in der Einheit einer individuellen Person, deren Wesen es ist, letzten Endes unaussprechbar zu sein (*persona ineffabilis*). Personalität bedeutet Absolutheit in Relativität. Als Mensch ist Jesus in die Geschichte gestellt und damit in den Rahmen des Relativen. Als Mensch, der die

Gottbezogenheit total vollzogen hat, steht er außerhalb des Relativen, ohne dass die Spannungseinheit von Absolutheit und Relativität aufgelöst würde. Diese Einheit lässt sich erahnen, sofern die Gottanwesenheit in der Schöpfung und speziell im Menschen grundsätzlich angelegt ist. Der Absolutheitsanspruch des christlichen Glaubens beruht deshalb auf dem Bekenntnis der Anwesenheit Gottes in seiner Schöpfung, die ihren maßgeblichen Höhepunkt mit Jesus gefunden hat. Diese Anwesenheit wird als unüberbietbar verstanden, weil sie Gott in seinem Wesenszug zeigt: in der absoluten Zuwendung zum Menschen und zur Geschichte. Im Kreuzestod ist Jesus mit seiner Lebenshingabe an den innersten Punkt des Lebens gelangt, also endgültig bei Gott angekommen (Auferstehung), bei dem er immer war. Damit ist auch das Todesdunkel von Gott erfasst und erhellt. Ein Mehr an Verbundenheit mit Gott und ein Mehr an Lebenszusage durch Gott ist schlichtweg nicht denkbar.

Die Absolutheit des christlichen Anspruches gründet somit in der durch die geschichtliche Gestalt Jesu offenbarten absoluten Zuwendung Gottes zu den Menschen. Auf diesen Anspruch kann der christliche Glaube nicht verzichten, wenn er seine Identität bewahren will. Gerade wegen der geschichtlichen Offenbarung Gottes in Jesus bleibt aber auch Raum für die Relativität des Historischen. Jesus ist ohne die Bedingungen seiner Zeit und der Vergangenheit Israels nicht zu verstehen. Dennoch übersteigt seine Botschaft alle relativierbaren Zeitbedingungen.

Deshalb sind die Hl. Schriften auch heute noch Gottes Wort, aber eben in Worten von Menschen, in denen Gottes Wort entdeckt werden will. Auch diese Spannung von Gottes Wort und Menschenwort ist nicht auflösbar. Wer nur die historische Seite der Evangelien betrachtet, findet nicht in die sie übersteigende Dimension. Wer die Hl. Schrift nur naiv als direktes Wort Gottes interpretiert, überspringt dessen geschichtlichen Charakter und damit auch dessen aktuelle Dynamik. Die Spannung von Gottes Wort

und Menschwort ermöglicht den geschichtlichen Gang des immer wieder neuen Verstehens.

Angesichts der beschriebenen Spannung wird sichtbar, dass der Absolutheitsanspruch in seiner geschichtlichen Bewegung selbst den Blick für das Historische und Relativierbare frei macht. Das gilt nicht nur für die eigene Geschichte des christlichen Glaubens, sondern auch für die Betrachtung anderer Religionen und Glaubensrichtungen. Der Blick auf fremde Weltanschauungen kann nur aus dem eigenen Verständnis heraus erfolgen. Wenn der Christ auf andere Religionen schaut, kann er das in angemessener Weise nur in der Unterscheidung des Geistes, der ihn prüfen und erkennen lässt, was im Sinne der absoluten Zuwendung Gottes in Jesus bei anderen dankbar anerkannt werden kann und was nicht. Auch dies ist ein Prozess aus der benannten Spannungseinheit heraus, den wir nicht verhindern oder behindern dürfen. Er ist ein Teil der laufenden Heilsgeschichte der Welt, deren künftigen Gang wir als geschichtlichen Verlauf nicht kennen. Es ist immerhin vorstellbar, dass spätere Zeiten etwa die großen nichtchristlichen Religionen in der Vorsehung Gottes stehen sehen.

Die Spannung von Absolutheit und Relativität besagt mithin, dass wir als Christen und Kirche deren Kräften nicht entkommen können und schon gar nicht entfliehen dürfen. Die notwendige Auseinandersetzung ist jeder Generation neu aufgetragen und Zeichen lebendigen Glaubens. Es dürfte klar sein, dass diese Spannungseinheit keine „geistlose“ Anpassung zur Konsequenz hat, sondern im Gegenteil den Geist Gottes zum Vorschein bringen will.

Unsere Überlegungen dürften schließlich einer Verwechslung von Absolutheitsanspruch und Absolutismus den Boden entziehen. Der christliche Glaube ist von seinem Wesen her kein begrenztes Gedankensystem wie eine Ideologie, auch wenn er ohne einen gewissen Anteil von Ideologie nicht auskommt, so er sich ausdrücken will. Es gehört zur Eigenart des Glaubens, dass er sich in seinen Äußerungen verändern kann und manchmal verändern muss, um derselbe zu

bleiben. Eine Ideologie kann man aufzwingen wie in totalitären Staaten geschehen, den Glauben kann man nur bezeugen in der Offenheit der Selbstbestimmung anderer.

Die Spannungseinheit von Machbarkeit und Ohnmacht

Die wissenschaftlichen Erkenntnisse und die daraus erwachsenen technischen Handhabungen haben dem modernen Menschen nie gekannte Möglichkeiten der Lebens- und Weltgestaltung beschert bis hin zu den Errungenschaften der Medizin und der Weltraumfahrt. Die Grenzen des Machbaren sind weit hinaus geschoben worden, so dass eine Mentalität entstehen kann, die alle Lebensvollzüge des Menschen für machbar hält. Dennoch ist unser Bewusstsein auch von der Ohnmacht geprägt (Arbeitslosigkeit, Unfälle, Überfälle, Krankheiten, Beziehungsniederlagen, Naturkatastrophen, Klima, Hunger, Armut, Tod) Das Bewusstsein, in der Spannung zwischen Machbarkeit und Ohnmacht zu stehen, ist realistisch. Wer nur die Machbarkeit sieht, verschätzt sich gewaltig. Wer nur die Ohnmacht sieht, gerät in Resignation, Krise oder gar Phobie.

Wenn wir dieses zwiespältige Bewusstsein als Christen betrachten, werden wir auf zwei Punkte verwiesen, einmal auf die deutliche Aussage der Endlichkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen oder Kosmischen, und zum anderen auf die Verheißung der absoluten Zuwendung Gottes an seine Schöpfung, speziell an den Menschen. Die menschliche Existenz hat die Spannung von Machbarkeit und Ohnmacht essentiell in sich. Der christliche Glaube nimmt diese Spannung auf und stellt sie in die Spannung von Vergänglichkeit und Ewigkeit, von Sehnsucht und Erfüllung.

In dieser Spannung bleiben die Grenzen bestehen, grundsätzlich und leider auch in vielen Fällen faktisch, weil sie nicht notwendig gegeben sind wie bei Kriegen und Feindseligkeiten. Die Verheißung des bleibend erfüllten Lebens gehört nicht zu den Machbarkeiten des Menschen. Das Einzige,

was der Mensch ihr gegenüber „tun“ kann, besteht darin, sich ihr anheim zu geben. Mit diesem Sich-Anvertrauen sind aber nicht die menschlich machbaren Dinge erledigt. Die Verheißung selbst nimmt dem Menschen nicht die Verantwortung für das, was er selbst bewerkstelligen kann, also nicht die Aufgaben der individuellen und sozialen Lebensbewältigung. Dennoch wirkt die Verheißung auf die irdische Lebensbewältigung ein, indem sie den Menschen mit einem positiven Lebensziel, das allen gilt, motiviert und daraus Maßstäbe für die vergängliche Lebensgestaltung gewinnt (Nächstenliebe).

In diesem Glaubensraum erfährt das kirchliche Leben, das sich in den letzten Jahrzehnten dramatisch verändert hat, seine Prägung. Der Rückgang der statistischen Werte für das kirchliche Leben sind bekannt. Wie kann man dieser Entwicklung entgegen treten? Wo beginnt die Machbarkeit und wo endet sie? Es gibt dazu bereits viele Entscheidungen und Maßnahmen. Sie reichen von spirituellen Angeboten bis hin zu strukturellen Maßnahmen, die oft mit großen Anstrengungen verbunden sind. Hier seien einige wenige grundsätzliche Überlegungen angefügt.

Die geschilderte Spannungseinheit von Machbarkeit und Ohnmacht erfordert alle menschlichen Kräfte für die Herausforderungen unserer Zeit. Der Glaube selbst treibt zum Machbaren an. Zu dieser Machbarkeit gehört auch das Gehen neuer Wege und vor allem die Frage, ob bei den bestehenden Schwierigkeiten bislang ausgeschlossene, mit dem Glauben aber kompatible Perspektiven auf den Prüfstand kommen müssen. Es muss sicher betont werden, dass es für unsere heutige Situation keine Patentrezepte gibt. Dennoch verlangt die Spannungseinheit von Machbarkeit und Ohnmacht das Ausschöpfen aller zur Verfügung stehenden Mittel oder wenigstens das Eintreten für sie. Anders gewinnen die Gläubigen den Eindruck, das kirchliche Leben werde mit kurzfristigen Notlösungen geflickt.

Es muss aber auch der Pol der Ohnmacht reflektiert werden. Es gibt eine unechte

Ohnmacht da, wo das eigentlich menschlich Machbare aus bestimmten Gründen nicht zum Zuge kommt. Echte Ohnmacht dagegen liegt prinzipiell nicht in der Hand von Menschen. Bei allem notwendigen Bemühen, Menschen mit der Perspektive des Evangeliums zu erfüllen, muss bewusst bleiben oder werden, dass das Überspringen des Glaubensfunktens nicht kausal mit diesem Bemühen zu identifizieren ist. Der Glaube im Herzen eines Menschen ist zutiefst Gottes Werk, das aber nicht das menschliche Bemühen erübrigt, weder das glaubwürdige Zeugnis noch die Anstrengung der recht verstandenen Mission. Das ist die echte Ohnmacht, die Nichtmachbarkeit des Glaubens.

Diese Nichtmachbarkeit kann natürlich zum vorzeitigen Abbrechen der Bemühungen verleiten – gegen die Dynamik, die der Glaube freisetzt. Andererseits befreit uns die Nichtmachbarkeit des Glaubens von einem falschen Leistungsdruck: der Glaube an Gott ist letzten Endes Sache Gottes. Es darf aber nicht abgetan werden, dass der Widerspruch zum Glauben oder die Indifferenz gegenüber dem Glauben eine Zumutung Gottes für die Gläubigen darstellt. Wir sprechen in diesem Zusammenhang mit Bedacht von Toleranz. Toleranz wird oft im Sinne von Gleichgültigkeit verwandt. Gleichgültigkeit aber wälzt Verantwortung ab und belastet nicht. Toleranz hingegen involviert: Christen kann trotz der Nichtmachbarkeit des Glaubens die Ablehnung des Glaubens nicht egal sein. In der wahren Toleranz steckt das Signum des Leidens.²

Ausblick

Eine ausführlichere Auseinandersetzung wird weitere Spannungseinheiten bedenken (*Partizipation - Gehorsam, Glaube - Wissen, Mann - Frau, progressiv - konservativ, Heimat - Aufbruch* und andere). Wir halten fest: Der Blick auf Spannungseinheiten bewahrt vor einseitiger Beobachtung und nimmt die Dynamik der Geschichte ernst. Beziehen wir diese grundsätzlichen Überlegungen auf das Leben der Kirche, gelangen wir zu einer

Reihe von Einsichten, die der Glaubensschatz auf andere Weise formuliert hat.

- Gegen das uralte Bild einer Schöpfung, in die der Menschen wie auf eine fertige Bühne gestellt hat, erahnen wir die Schöpfung als einen noch laufenden Prozess, in dem Gott nach wie vor am Werke ist – in und mit den Kräften seiner Schöpfung.

- In der Inkarnation Gottes in Jesus spiegelt sich die Spannungseinheit von Gott und Welt, von Gott und Mensch und von Gott und Geschichte.

- Der Geist Gottes, der sich in Jesus manifestiert hat, ist in der Gemeinschaft der Gläubigen weiter am Werk. Diese Gemeinschaft selbst ist Werk des Hl. Geistes. Das Wirken des Hl. Geistes ist auf die Gemeinschaft der gesamten Menschheit ausgerichtet und in der Urbedeutung des Wortes als „katholisch“ zu bezeichnen.

- Die Kirche ist auf ihrem geschichtlichen Gang stets vor neue Entscheidungen gestellt. Dazu bedarf es des Verständnisses über die Wege, die solche Entscheidungen hervorbringen. Dieses Verständnis muss im Selbstverständnis der Kirche gründen und es abbilden, also sowohl die Aufgabe des geistlichen Amtes wie den Glaubenssinn der Gläubigen (*sensus fidelium*) berücksichtigen.

Wir erleben unsere Kirche in vielen, hier nur exemplarisch angesprochenen Spannungen, zu denen das Zweite Vatikanische Konzil in besonderer Weise hingeführt hat. Natürlich gab es Spannungen schon vorher. Aber die Betrachtungsweise war mehr statisch und einpolig. Mit der im Konzil grundgelegten Ekklesiologie verstehen wir, dass Spannungen zum Leben der Kirche gehören, dass sie das kirchliche Leben „spannend“ machen, ja dass diese Spannungen letzten Endes Lebenszeichen Gottes sind. Das Konzil hat die „Fahrplankirche“, die sich um allseits festgelegte und abgesicherte Wege bemühte, zur Gemeinschaft gemacht, in der alle die offene Zukunft neu entdecken und mitgestalten dürfen. Darin steckt die Chance, den Weg Jesu neu zu gehen – mit all den Zumutungen, die er bereithalten wird. *Ave crux, spes unica.*

Anmerkungen:

- ¹ Die nachfolgenden Überlegungen liegen in erweiterter Fassung vor in H. Arens, *Der unvollendete Aufbruch. Die Wirkungen des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) auf das Leben des Bistums Aachen (1962-2008)*. Aachen 2011.
- ² In der oben angegebenen Veröffentlichung wird im Folgenden „Die Spannungseinheit von Wohlstand und Armut“ behandelt.

Schreckgespenst „Inklusion“?

Inklusion in der Pastoral am Beispiel einer Firmvorbereitung

Inklusion ist das absolut akzeptierte und erschreckende Konzept in der momentanen Bildungslandschaft. Absolut akzeptiert, weil jedem Menschen klar ist, dass jeder Mensch die Möglichkeit erhalten muss, sich vollständig und gleichberechtigt an allen gesellschaftlichen Prozessen zu beteiligen. Erschreckend, weil die Vorstellungen darüber diffus sind, wie sich Inklusion beispielsweise im Bereich Schule verwirklichen lässt.

Und in der Pfarrgemeinde? Jugendliche mit und ohne Behinderung bereiten sich gemeinsam auf die Firmung vor. Sie feiern miteinander die Firmung. Ist das eine Vision? Nein!

Der Deutsche Katecheten-Verein hat jetzt eine Arbeitshilfe zur inklusiven Firmvorbereitung herausgebracht. „Du gefällst mir – Inklusiv Firmvorbereitung für Jugendliche mit und ohne Behinderung“. In der neuen Arbeitshilfe wurden praxiserprobte Erfahrungen und Einheiten zu Bausteinen zusammengetragen. Die Mappe zeigt Wege, wie gemeinsame Firmkatechese von Jugendlichen mit und ohne Behinderung gelingen kann, sie möchte aber auch Verantwortliche für die Firmvorbereitung ermutigen, neue und eigene Wege auszuprobieren, und sie liefert dazu Methoden und Unterstützungsmöglichkeiten.

Gleichzeitig fordert sie alle Beteiligten heraus, nach guten Lösungen zu suchen, um ein „Du gefällst mir“ erlebbar zu machen.

Inklusion als Haltung und Handeln

Weil man Menschen mit Behinderungen unterstützen und fördern wollte, hat man

für sie Sondereinrichtungen geschaffen. Das hatte jedoch einen Haken. Dadurch wurden sie unserem Alltagsgeschehen entzogen und unserem Alltagsbewusstsein und der realen Normalität verdrängt! Dies hatte wiederum eine Auswirkung auf unsere Wahrnehmung, nämlich die, dass wir jene „geschönte“ Normalität zur Norm erhoben haben. Dagegen gilt der Satz des früheren Bundespräsident Richard von Weizsäcker: „Normal ist, verschieden zu sein“.

Menschen mit Behinderung als ebenbürtige und gleichwertige und alltägliche Menschen zu sehen, kann nur gelingen, wenn wir es schaffen, uns freizumachen von unseren langfristig kulturell wirksamen Voreingenommenheiten oder tief sitzenden Vorstellungen und dogmatischen Normierungen aus einer Ichzentrierung heraus, die nur die wahrgenommene Differenz erkennt. Es sind also die eigenen Normen und Normvorstellungen zu hinterfragen, um die eigenen Grenzen zu Menschen mit Behinderungen in einem mühevollen Prozess fließend und transparent zu machen.

Inklusion ist deshalb zum einen eine Frage der Haltung und zum anderen eine Frage des Handelns und Behandeln. Beides wurde vorbildlich von Jesus gelebt und muss deshalb ein hoch bedeutsames Anliegen der Kirche sein. Es bleibt zentrale Forderung – auch der Kirche –, diese Menschen in die Mitte der sozialen und kirchlichen Gemeinschaft zu nehmen und Inklusion praktisch zu leben, soweit und so gut dies eben möglich ist.

Kirchliche Forderung

In den 70er Jahren erklärte die Würzburger Synode ausdrücklich, dass Menschen mit Behinderungen „Glieder einer Gemeinde mit Platz und Funktion im Gottesdienst und in den Aktivitäten einer Gemeinde“¹ sein sollten.

2003 bekräftigten die deutschen Bischöfe: „Katholisch sein meint auch, Lebensraum für behinderte Menschen zu ermöglichen, wo sie ihr Leben ... einbringen können.“² Des Weiteren vertieften die deutschen Bischöfe, dass

in Zukunft Kirchengemeinden verstärkt aufgerufen sein werden, „Menschen mit Behinderungen zu integrieren und entsprechende lebensraumnahe Wohnformen zu entwickeln und zu unterstützen.“³

Im Mai 2012 verabschiedete das Zentralkomitee der deutschen Katholiken eine Erklärung zum Thema der Inklusion. Dort heißt es: „Träger außerschulischer Kinder- und Jugendarbeit müssen ihre Anstrengungen verstärken, Kinder und Jugendliche mit Behinderung zu erreichen ... Kirchliche Gruppen, Vereine, Verbände und Pfarrgemeinden – letztere besonders im Bereich der Sakramentenkatechese – sollten dies als eine für sie wichtige Aufgabe verstehen.“⁴

Sehr deutlich habe ich schon mit Blick auf die Integration im Jahr 2002 geschrieben – und dieser Begriff wird in dem nachfolgenden Text durch das kursiv geschriebene Wort Inklusion ersetzt: „Wer heute an *Inklusion* denkt, darf sich nicht mehr in passiven Äußerungen ‚Wir sind offen‘, ‚Behinderte können jederzeit zu uns kommen‘ erschöpfen. Wer heute an *Inklusion* denkt, kann nur noch aktiv auf Menschen mit Behinderungen zugehen.“⁵

Eine Herausforderung für die ganze Gemeinde

Was in den zitierten Texten angesprochen wird, erscheint heute für alle gedanklich gut nachvollziehbar. Jedoch: Die Veränderung selbst fällt schwer, weil die jahrelange Prägung oftmals eine andere ist. Dass Jugendliche mit und ohne Behinderung sich gemeinsam auf den Weg machen, um sich auf die Feier der Firmung vorzubereiten, stellt – so selbstverständlich das eigentlich für eine christliche Gemeinde sein sollte – eine Herausforderung für die Verantwortlichen, für haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und auch für die ganze Gemeinde dar.

Dazu bedarf es bestimmter Grundhaltungen wie Aufmerksamkeit, Wertschätzung, Offenheit und Achtsamkeit, – Grundhaltungen, die allen Beteiligten, nicht nur den

unmittelbar Betroffenen, zugutekommen. Sie zeichnen inklusives Arbeiten insgesamt aus. Inklusion wäre verkürzt gedacht, wenn nur Menschen mit Behinderung in den Blick genommen werden würden. Aber damit wird die inklusive Praxis schnell konkret. Die Pfarrgemeinde kann in einem Sonntagsgottesdienst in dieses Anliegen der Gemeinde ebenso mit einbezogen werden wie der Pfarrgemeinderat, und sei es nur dadurch, dass diese über diesen neuen Weg informiert werden oder die Jugendlichen mehrfach beispielsweise im Gottesdienst in Erscheinung treten.

Behinderung ist nicht gleich Behinderung

Bei dem Wort „Behinderung“ denken viele vielleicht als erstes an eine Körperbehinderung. Es gibt jedoch auch äußerlich nicht so augenfällige Behinderungen. Da gibt es den Jungen mit einer Lernbehinderung, das Mädchen mit einer Verhaltensstörung, einen Jungen mit Trisomie 21 (vormals Down-Syndrom genannt), aber da gibt es natürlich auch das Mädchen mit einer schweren Mehrfachbehinderung, um nur einige Behinderungsarten zu nennen. Sie alle sind erwünschte Beteiligte bei dieser Firmvorbereitung.

Berührungängste sind erlaubt

Häufig wird bei einer Begegnung mit einem Menschen mit Behinderung zunächst das Defizit und die Andersartigkeit wahrgenommen. Da scheint es ganz normal, wenn sich zunächst Berührungängste einstellen. Diese Berührungängste sind sowohl bei den Menschen zu akzeptieren, die die Firmvorbereitung durchführen, wie auch bei den Firmbewerberinnen und -bewerbern selbst.

Erfahrungen von Jugendlichen, die eine inklusive Vorbereitung erlebt haben, belegen jedoch deutlich, dass Ängste oder Zurückhaltung später aufgegeben wurden:

- „Am Anfang war ... da fast kein Kontakt innerhalb der Gruppe. Aber ... es ist jetzt

eine Gruppe geworden und wir können alle miteinander umgehen.“⁶

- „Meine Befürchtung vor der Vorbereitungszeit war, dass die Zeit mit den behinderten Jugendlichen eher eine unangenehme Zeit wird, in der man weniger Spaß hat. Aber das war völlig falsch. Es war total super und immer wieder spannend.“⁷

Dass man sich zunächst von einer neuen und ungewohnten, vielleicht gar fremd erscheinenden Aufgabe bedrängt fühlt, ist sicher ganz normal. Aber sich dieser Aufgabe mit den oben beschriebenen Grundhaltungen zu stellen, führt unversehens zu einer neuen Sicht der Dinge.

Ein evangelischer Pfarrer berichtet bezüglich einer Konfirmationsvorbereitung davon, dass sich nach anfänglichen Bedenken bald herausstellte, dass die Treffen mit den Jugendlichen mit Behinderung „besonders fröhlich und abwechslungsreich waren“ und er bekennt: „Was mir zunächst Angst gemacht hatte, bereitete mir unverhoffte Freude.“⁸ Eine katholische Gruppenleiterin meinte rückblickend, dass sie sich bei einer Firmgruppe mit Jugendlichen mit Behinderung zunächst überfordert fühlte und Angst hatte, der Sache nicht gewachsen zu sein. Nach dem ersten Treffen war sie sich sicher, dass es gut werden würde. „Die Offenheit der Jungs, die Atmosphäre, der erste Umgang war einfach toll ... Ich kann mir keine bessere Gruppe vorstellen und bin so glücklich darüber, dass ich das gemacht habe.“⁹

Berührungssängste und Befürchtungen dürfen jederzeit angesprochen werden, ja sie müssen es im Zuge der Offenheit sogar, und bereits dies wird erfahrungsgemäß schon mehr Sicherheit geben.

Mit eigenen Grenzen leben

Gelegentlich neigen manche kritisch reflektierenden Menschen, die keine offensichtliche und diagnostizierte Behinderung haben, aus purem Wohlwollen dazu, zu sagen, dass auch sie „behindert“ seien. In

den Augen der Menschen mit Behinderungen wird dies jedoch als Verharmlosung ihrer eigenen Situation gesehen. Was gemeint ist, ist die Tatsache, dass Menschen ohne offensichtliche Behinderung sich selbst zu bestimmten Zeiten oder in gewissen Augenblicken ihres Lebens unvollkommen und unfähig empfinden, da sie an eigene oder von außen auferlegte Grenzen stoßen. Solche Erfahrungen von Einschränkungen und Grenzen gibt es bei Menschen mit Behinderungen ebenso wie bei Menschen ohne Behinderungen. Ein Mensch mit Behinderung kann seine Grenzen nicht so leicht verstecken. Eindrucksvoll ist es, wenn immer wieder Menschen mit Behinderungen uns zum Vorbild werden können, weil sie gelernt haben, dass zum Leben Begrenzungen gehören, mit denen man trotzdem ein gutes Leben führen kann.

Bereicherung für die Jugendlichen ohne Behinderung

Die Bedürfnisse von Jugendlichen mit Behinderungen werden in der inklusiven Firmvorbereitung deutlich berücksichtigt. Die inklusive Firmvorbereitung hat aber den Anspruch, alle im Blick zu haben, und so stellt sich auch die Frage: Welchen Gewinn können Jugendliche ohne Behinderung aus dieser Form der Vorbereitung mitnehmen?

Als Beispiele werden drei Aussagen von Jugendlichen wiedergegeben, die an einer inklusiven Konfirmanden- bzw. Firmvorbereitung teilgenommen haben:

- „Ich denke, mir hat das mehr gebracht als in einer normalen Konfirmandengruppe [Konfirmationsgruppe, d. V.], nicht unbedingt im Umgang mit der Bibel und irgendwelchen Glaubenssätzen, aber im Umgang mit Menschen.“¹⁰
- „Es ist eben die praktische Ausführung von der Bibel, mit anderen Leuten umgehen zu können.“¹¹
- „Für mein weiteres Leben werde ich auf jeden Fall mitnehmen, dass behinderte Menschen ... ganz tolle Menschen sind. Sie sind so wie wir ... mit ihnen kann man

genauso viel Spaß haben wie mit den Nichtbehinderten. Das habe ich immer wieder in den Gruppenstunden gemerkt."¹²

Das Leitmotiv der Firmmappe

„Du gefällst mir.“ Mehr als mit diesen Worten können beispielsweise Eltern kaum ausdrücken, wie sehr ihnen ihr Kind am Herzen liegt. Mit diesen Worten kann auch ein fremder Mensch einem anderen mitteilen: Dich habe ich lieb, an dir freue ich mich!

In einem solchen Moment verwandelt sich die Beziehung zu einer einzigartig persönlichen Verbindung, die lebensprägend im Bewusstsein bleibt: Ich habe einen Platz bei dir. Auch Jesus erfuhr dies, als er im Jordan von Johannes getauft wurde (Mt 3,13-17, Mk 1,9-11, Lk 3,21-22, Jo 1,25-28). Die biblischen Worte „An dir habe ich mein Wohlgefallen.“ wurden kühn in den Satz umformuliert: „Du gefällst mir“, weil er dadurch leichter verständlich und für die Firmbewerberinnen und -bewerber ansprechender wurde. Er ist aus zwei Gründen das Leitmotiv der inklusiven Firmvorbereitung:

- Niemand kann sagen, er könne sich aus eigener Kraft zu einem geliebten Gegenüber Gottes machen. Gott erwählt die Menschen und schenkt ihnen seine freigewährte, uneingeschränkte Zuneigung. Und in unserem Fall sind es die Jugendlichen, die sich auf die Firmung vorbereiten.
- Wie Jesus sich unter das Wasser der Taufe beugte, so sind Christen durch die Taufe mit einem nicht mehr zu tilgenden Merkmal der Christusverbundenheit versehen. Die Taufe ist Zeichen der Wirksamkeit des Geistes Gottes an uns und sie bildet zusammen mit der Firmung das Doppelsakrament der Geistmitteilung.

„Du gefällst mir. Ich habe meine Freude an dir“, das sind einfache, zugleich aber auch „unerhörte“ Worte, die jeder Mensch versteht. Sie sind der „rote Faden“ der inklusiven Firmmappe. Das Sakrament der Firmung wird zu einer verdichteten Feier dieser

urmenschlich ersehnten Erfahrung. Im Ausgestalten, im Lernfortgang und im kreativen Entfalten der Vorschläge der Mappe wird diese Erfahrung spürbar erprobt und durchgespielt. Sie kann im Rahmen der Geschichte Gottes mit den Menschen zu unserer eigenen Geschichte Gottes mit uns in unserem Leben werden.

Letztlich geht es darum, dem jungen Menschen zu signalisieren, dass er als Person mit seinen Bedürfnissen angenommen (Du gefällst mir) und ernst genommen wird.

Inhaltliche Struktur

Die Firmvorbereitungsmappe besteht aus einem theoretischen und einem praktischen Teil mit verschiedenen Bausteinen.

Kapitel 1 des Grundlagenteils wirft stichpunktartig einige pädagogische und sonderpädagogische Blitzlichter auf die inklusive Firmvorbereitung.

Nach der Konzeption der Firmmappe begründet das Kapitel 3 die Inklusion in der Pastoral theologisch und zeigt die Konsequenz und die Bedeutung von inklusiven Prozessen auf. Das theologische Verständnis des Firmsakramentes wird im Kapitel 4 erläutert. Kapitel 5 befasst sich mit grundlegenden didaktischen und methodischen Prinzipien und Handlungsregeln in Firmgruppen. Beachtenswertes für die Gruppenleitung wird im letzten Kapitel des Grundlagenteils genannt.

Der Praxisteil („Die praktische Umsetzung“) entfaltet konkret drei Themenfelder: „Ich-du-wir“, „Der Geist und die Kraft Gottes“ sowie „Firmung“. In der Form von Bausteinen werden praxiserprobte Methoden vorgestellt und in unterschiedlichen Zugangsformen angeboten. Jedes Themenfeld ist wiederum in drei bzw. vier Einheiten aufgegliedert und behandelt einzelne Aspekte des Hauptthemas.

- Der Teilbereich „Ich-du-wir“ beginnt mit dem „Ansehen“ des Einzelnen, seiner Persönlichkeit und seinen Vorlieben, seinen Stärken und Schwächen, mit denen er sich von Gott so angenommen wissen

darf, wie er ist. Daran anschließend folgt die Öffnung auf ein Gegenüber. Denn bei aller Individualität stehen wir immer schon in Wechselwirkung mit Gott und mit anderen Menschen, und werden immer von der Gemeinschaft mitgetragen. Daraus erwächst dann schließlich das Zutrauen oder auch der Zuspruch, den jeder Mensch für sein Selbstbewusstsein braucht.

- Im Teilbereich „Gottes Geist“ wird auf jenen guten Geist aufmerksam gemacht, der eine Gemeinschaft aufbaut und für sie förderlich ist. Der Heilige Geist als Urheber dieses guten Geistes, treibt an und schenkt Geduld, Kraft, Liebe und Licht. Gottes Geist macht uns lebendig, stärkt uns, steckt uns an, wirkt in uns und bringt unsere Begabungen zum Vorschein.
- Im Teilbereich „Firmung“ geht es darum, das Firmsakrament als exemplarisches Zeichen der besonderen Nähe Gottes spürbar zu machen, das die Jugendlichen stärkt und sendet. Symbole und Gesten im Firmritus sind anthropologisch wie auch theologisch Ausdrucksformen des Firmgeschehens. Als letzter Thementeil darin wird – wenn möglich – die Kirche erkundet, in der die Jugendlichen gefirmt werden. Die Jugendlichen machen sich vertraut mit Gegenständen, liturgischen Geräten und Personen. In diesem Teil wird außerdem ein möglicher Gottesdienstverlauf einer Firmung aufgezeigt.

In einem anschließenden Teil werden Projektideen, Erfahrungsübungen und Filme vorgestellt, mit denen sich die Gruppen dem Thema „Leben mit Behinderung“ annähern können. Außerdem werden Impulse angeboten, wie Begegnung im Rahmen der Firmvorbereitung angebahnt werden kann.

Welchen Zugang wählen?

Jugendliche mit und ohne Behinderung sollen auf die Firmung vorbereitet werden. Nun gibt es nicht *den* Jugendlichen und auch nicht die Behinderung. Durch das

Angebot einer breiten Palette geht die Vorbereitung auf die Firmung von der Frage weg, ob die Jugendlichen die Inhalte verstehen und hin zu der Frage, welchen Zugang die Jugendlichen brauchen, damit sie ihren Möglichkeiten gemäß auf das Sakrament vorbereitet sind. Dies ist nur durch das gewählte Bausteinprinzip möglich.

In den Bausteinen werden unterschiedliche Zugangsformen („basal-perzeptive“, „konkret-gegenständliche“, „anschauliche“ und „abstrakt-begriffliche“ Aneignung) zu einem Thema erklärt und aufgezeigt. Darin finden sich sehr basale Elemente, die auf Sinneswahrnehmungen wie Fühlen, Schmecken beruhen. Zwar sind dies primär Zugänge für Menschen mit sehr großen Einschränkungen, aber genau dieser Zugang kann auch für andere Jugendliche ein gutes Lernelement sein. Deshalb wurde beispielsweise auf ein Begleitheft für die Jugendlichen verzichtet. Stattdessen gibt es ein so genannte „Spirikiste“.

In ihr werden Gegenstände gesammelt, die die Sinne stimulieren und die manche Inhalte der Firmvorbereitung für die Jugendlichen „be-greifbar“ machen. Die Jugendlichen können sich beim Betrachten oder Fühlen eines entsprechenden Gegenstandes an die Vorbereitungsstunde erinnern.

Selbstverständlich finden sich auch handlungsorientierte Bausteine, sowie Bausteine, bei denen es um die Darstellung geht, sei es im Rollenspiel, sei es durch ein Bild. Schließlich sind auch kognitive Bausteine mit hinein genommen, denn zu einem umfassenden Konzept gehört auch die gedanklich abstrakte Auseinandersetzung. Diese Zugänge werden durch kleine Bildzeichen am Rande der Bausteine optisch gekennzeichnet und erleichtern die Auswahl der Inhalte.

Kein muss

Beim Praxisteil der neuen Firmmappe handelt es sich ausdrücklich um Bausteine, die ausgewählt werden können, auch um sie in vorhandene und bewährte Konzepte einzufügen. Er ist nicht so angelegt, dass nahebei-

ander jede Idee umgesetzt werden muss, es handelt sich vielmehr um eine Sammlung, aus der die Verantwortlichen für die Firmung geeignete Elemente für die Vorbereitung vor Ort auswählen können.

Einige Punkte für den Umgang mit Menschen mit Behinderung

Zum Schluss sollen einige Punkte für die Begegnung mit Menschen mit Behinderung stehen, die ganz allgemein, aber natürlich auch mit Blick auf eine inklusive Firmvorbereitung hilfreich sein können. Sie stammen aus einem „Sympathiebrief“¹³ der Lebenshilfe:

- Menschen mit Behinderung wollen kein Mitleid, sondern Respekt.
- Wenn Sie Menschen mit Behinderung helfen möchten, zum Beispiel über Treppenstufen, ist es besser, vorher zu fragen.
- Scheuen Sie sich nicht, in Bus und Bahn neben Menschen mit Behinderung Platz zu nehmen.
- Schauen Sie nicht weg, wenn Menschen mit Behinderung verbal oder gar körperlich angepöbelt werden! Stehen Sie ihnen bei!
- Wenn in Ihrem Urlaubshotel Gäste mit Behinderung wohnen: Signalisieren Sie ihnen, dass sie gern gesehen sind.
- Lassen Sie Ihre Kinder oder Enkel mit Kindern mit Behinderung zusammen spielen.
- Geben Sie gegenüber Menschen mit Behinderungen ruhig offen zu, wenn Sie unsicher sind und Berührungssängste haben.
- Manchmal können Menschen mit einer geistigen Behinderung nicht abschätzen, wie viel Nähe ihr Gegenüber zulassen will. Scheuen Sie sich nicht, Ihre Grenze deutlich zu machen“.

Anmerkungen:

- ¹ Deutsche Bischofskonferenz (Hrsg.): Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung. Offizielle Gesamtausgabe. Freiburg/Basel/Wien ⁵1982. S. 530.
- ² Die deutschen Bischöfe (Hrsg.): unBehindert Leben und Glauben teilen. Wort der deutschen Bischöfe zur Situation der Menschen mit Behinderungen. Bonn 2003. S. 18.
- ³ a. a. O.: S. 22f.
- ⁴ Zentralkomitee der deutschen Katholiken: Gemeinsam lernen. Inklusion von Menschen mit Behinderung im Bildungswesen. Bonn 1 2012. S. 21.
- ⁵ Weiß, Roland.: Erstkommunionvorbereitung für Menschen mit und ohne Behinderung. In: Pithan, Anabelle; Adam, Gottfried; Kollmann, Roland (Hrsg.): Handbuch integrative Religionspädagogik. Reflexionen und Impulse für Gesellschaft, Schule und Gemeinde. Gütersloh 2002, S. 563–572., S. 563.
- ⁶ Borné, Gerhard: Miteinander aushalten – Tagebuch über einen Konfirmandenunterricht mit behinderten und nichtbehinderten Jugendlichen. Darmstadt 1998. S. 131.
- ⁷ Bühler, Carolin: „So aber gibt es viele Glieder, und doch nur einen Leib“ (1 Kor 12,20). Inklusion in der Pastoral am Beispiel einer Firmgruppe. Diplomarbeit. Tübingen 2010. Unveröffentlicht. S. 74.
- ⁸ Borné, Gerhard: Integrative Gemeindegemeinschaft. Bilanz aus der Sicht eines Pfarrers. In: Pithan, Anabelle; Adam, Gottfried, Kollmann, Roland (Hg.): Handbuch integrative Religionspädagogik. Reflexionen und Impulse für Gesellschaft, Schule und Gemeinde. Gütersloh 2002. S. 454–562, S. 554.
- ⁹ Bühler, C.: a. a. O., S. 75.
- ¹⁰ Borné, G.: Miteinander aushalten, S. 131.
- ¹¹ Ebd.
- ¹² Bühler, C.: a. a. O., S. 74f.
- ¹³ Vgl. Bundesvereinigung Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung (Hg.): „Wir sind auch ganz normale Leute“. Menschen mit geistiger Behinderung in unserer Gesellschaft. Berlin ²2006. S. 30.

Singen, eine Frage der Pastoral – auch im Alter

Wie sehr Singen heute envogue ist, zeigen schon der Song contest Eurovision oder Sendeformate wie „Deutschland sucht den Superstar“ oder „Voice of Germany“. Menschen jeden Alters singen, ob in der Fankurve eines Fußballstadions, unter der Dusche, beim Karneval, im Choralhochamt oder in einem der weit über 45.000 Chöre nur in Deutschland.¹ Singen gehört zum Menschen. Jede Kultur und auch jede Religion kennt und pflegt ihren Gesang. Dahinter steht immer die Erfahrung, wie sehr das Singen die menschliche Seele berührt und erhebt. Zu Recht sagt daher Sir Yehudi Menuhin: „Das Singen (...) ist die natürlichste und einfachste Weise, in der wir ungeteilt da sind und uns ganz mitteilen können mit all unseren Erfahrungen, Empfindungen und Hoffnungen.“²

Egal wie alt oder jung wir sind: Singen wirkt als Lebenselixier. Wer singt, der aktiviert gleichermaßen Körper und Geist. Schon im Anstimmen des gemeinsamen Tons erfahren wir Gemeinschaft und spüren Harmonie mit uns, den Anderen, der Welt und können intuitiv unser Dasein übersteigen. Das Singen, wie das Musizieren, sind dem Menschen ursprünglich und zugleich ein Spiegelbild seiner individuellen, situativen wie kulturell, epochalen Verfasstheit. Fasst wundert es, wenn die Bedeutung des Singens im Zusammenhang mit medizinisch-therapeutischen Heilungsprozessen und seelsorglicher Lebensbegleitung erst in der neueren Zeit als Forschungsgegenstand entdeckt wird.

Was heute wissenschaftlich, zum Beispiel im Bereich der Geragogik erforscht wird, weiß die Bibel schon lange: Singen verschafft Glücksmomente. Der junge David nahm die Harfe und spielte darauf, so dass es König Saul in seiner Schwermut leichter ums Herz wurde und die bösen Geister von ihm wichen (vgl. 1. Sam 16,23). Fraglos hat Singen heilende und belebende Wirkung, und so möchte der Mensch schon seit der Antike wie Orpheus singen, der mit seinem Gesang selbst die Mächte des Todes bezwang.

Lieder können Lebenshorizonte eröffnen

Kaum eine Lebenssituation, die nicht eine musikalische Entsprechung kennt. So kennen wir alle gerade in Momenten der Verzweiflung, der Trostlosigkeit, Lieder der Erbauung und des Zuspruchs. Je nach Alter und Herkunft sind diese mal eher klassisch, volkstümlich oder dem Rock-, Pop-, Techno-, Rapp- oder Heavy-Metal-Genre zuzuordnen. Und ebenso gibt es die persönlichen oder gemeinschaftlichen Hymnen des Glücks, des Triumphs oder die Lieder und Songs tiefer Dankbarkeit. Mal summen wir sie leise mit, mal hören wir sie und erheben uns mit ihnen oder erleben uns von ihnen getragen und bisweilen auch berauscht.

So vielfältig die Anlässe des Singens sind, so vielfältig sind die Formen des Singens. In Anlehnung an Victor Hugo kann man sagen: Im Singen drückt sich aus, was nicht gesagt werden kann und worüber es unmöglich ist zu schweigen. Und oft verbinden sich Lieder mit besonderen Lebensmomenten. Genau dies machte sich der Radiosender WDR 2 in einem Sendeformat zunutze. Die Redaktion fragte die Hörerinnen und Hörer nach Rock- und Popsongs, mit denen sie ein besonderes persönliches Erlebnis verbinden. Die Redaktion wusste, dass Lieder häufig melodietragende Symbole des vergangenen Erlebten sind, die tiefe Empfindungen und Emotionen in der Gegenwart auslösen können. Welches Paar kennt nicht den Moment, in dem beide denken: Das ist unser Lied.

Ja, das Lied vermag den menschlichen Horizont bis weit in die Transzendenz aufzureißen. So erlebte der Dichter Paul Claudel 1886 beim Magnifikat der Weihnachtsvesper in Notre-Dame in Paris seine Bekehrung: „In einem Augenblick war mein Herz berührt, und ich glaubte.“ Ein religiöser Gesang mitten in einer Gottesdienstgemeinde, der ihm zur tiefen Gewissheit wurde und fortan sein Leben bestimmte.

Welche Kraft das Singen den Menschen gibt, wurde am 22. August 2010 augenscheinlich: Die ganze Welt bangte um die 33 eingeschlossenen chilenischen Bergleute der Kupfer- und Goldmine San José in der Atacama-Wüste. Die ersten Bilder, der seit siebzehn Tagen eingeschlossenen Bergleute in 700 m Tiefe, zeigten diese gemeinsam singend. Im Gesang christlicher Glaubenslieder fanden sie miteinander Kraft, lösten sich ihre Ängste, schöpften sie Hoffnung.

Gerade im Kontext der Seelsorge und in der Gestaltung von Gemeinde hat das Singen eine besondere Bedeutung. Es ist tiefster Ausdruck von Sozialität, die in der Schöpfung grundgelegt ist. Singen kann nicht bei sich bleiben und gerade so entspricht es dem Menschen in seinem tiefsten Wesen als Abbild eines dreifaltigen Gottes.

Daher stellt sich die Frage, welche Bedeutung geben wir dem Gesang in der Gemeinde, in der Seelsorge und mit Blick auf die diakonischen Einrichtungen der Pflege in der Begleitung der alten Menschen?

Singen begleitet das Leben

Singen gehört zu den Grundfähigkeiten des Menschen. Im Wissen um die Bedeutung für die kindliche Entwicklung wird dem Musizieren und Singen in der Pädagogik ein hoher Stellenwert zugemessen.

„Singen ist eine natürliche kindliche Lebensäußerung, die für die Entwicklung der affektiven, kognitiven und pragmatischen Fähigkeiten des Kindes eine wichtige Bedeutung besitzt. In gewisser Weise stellen Sprache und Gesang zwei komplementäre Kommunikationsbereiche dar, in denen sich

Kinder ihre Identität bilden. Im frühen Stadium noch kaum zu unterscheiden, gewinnt Singen nach und nach als eine Art Sprache über das Sprechen hinaus an Bedeutung: Von einer Ausdrucksform für Grundemotionen, über ein Mittel zum Verarbeiten und Erschließen von Erlebtem, ein Medium der Gemeinschaftsbildung und Zeitwahrnehmung bis hin zur bewussten und freudvollen Tätigkeit in unterschiedlichen Zusammenhängen von Familie bis Schule und Gemeinde. Singen verändert und gestaltet die kindlichen Beziehungen zu sich selbst, zu anderen, zur umgebenden Welt, zurzeit und bildet darin Identität.“³

Daher ist den allermeisten Menschen das Singen seit ihrer Kindheit und Jugend vertraut. Sie kennen in der Regel neben Kinderliedern, den Schlagern ihrer Jugend zahlreiche alte Kirchen- und Volkslieder, deren Texte sehr gut erinnert werden und einen willkommenen Ansatzpunkt für gemeinsames Musizieren bilden. Fraglos bedarf es in der Jugend- und Familienpastoral einer weitaus intensiveren Förderung von sprachlich und musikalisch adäquaten Formen, sei es nach Art des „Neuen“ geistlichen Liedes oder des Sakropops, der insbesondere sprachlich-nationale Grenzen überspringt und die globale Botschaft des Christentums erlebbar macht.

Lieder aus dem Leben für das Leben

Das Liedgut korrespondiert mit dem Leben der Menschen, ihren Erfahrungen und den unterschiedlichen Lebenssituationen. Im Singen werden Lieder zu Gedächtnisankern an Erlebtes – sei es individuell, in der Gemeinschaft, als Nation oder als Bevölkerungsgruppe. Obwohl das Liedgut oft nur einen bestimmten Ausschnitt des Lebens widerspiegelt, trägt es doch Erinnerungen und kulturelle Identität.

Dies wird an der folgenden Aussage eines 76-jährigen Mannes deutlich: „Ein Freund hatte mir eine CD zum Reinhören ausgeliehen. Sie hieß ‚Zum Weinen schön‘ und enthielt Moritaten. Ich suchte nach mir bekann-

ten Titeln. Mir fiel sofort ein Lieder aus ‚Kindertagen‘ auf: ‚Mamatschi, schenk mir ein Pferdchen‘. Dies löste in mir einen ganzen Schwall von Gefühlen und Erinnerungen an meine Kindheit aus. Vor mir sah ich das angeschlossene schwarze Koffergrammophon meiner Mutter mit dem verchromten Tonabnehmer, der über die 78er-Schellack-Schallplatte mehr kratzte als lief. Gerne singe ich jetzt wieder die Lieder meiner Kindertage. Ich singe sie auch mit meinen Enkeln, die sich hierüber köstlich amüsieren. Und ich singe sie für mich, wenn mich Wehmut und die Last des Älterwerdens einholen.“

Das Volkslied

Schon Robert Schumann empfahl: „Höre fleißig auf alle Volkslieder. Sie sind eine Fundgrube der schönsten Melodien und öffnen dir den Blick.“ Und oft klingen in ihnen religiöse Überzeugungen einer ganzen Epoche durch: So trägt das Lied „Der Mond ist aufgegangen“ von Matthias Claudius in den letzten Strophen schon Kirchenliedcharakter: „So legt euch denn, ihr Brüder, In Gottes Namen nieder; kalt ist der Abendhauch. Verschon uns, Gott! mit Strafen, und lass uns ruhig schlafen! Und unsern kranken Nachbar auch!“

In vielen Volksliedern zeigen sich Spuren biblisch-christlicher Spiritualität, die bei der Entstehung die Texte oft unbewusst entstanden.“ Das Singen von Volksliedern verbindet weltliche und geistig-religiöse Themen. In ihnen werden Grunderfahrungen des Menschen auf bestärkende Weise thematisiert. Sie sind geradezu prädestiniert, in der Seniorenarbeit auf klingende Weise in einen heilsamen Dialog zu treten – mit Gott und den Menschen.

Die Besonderheit des Kirchenliedes – eine Tradition im Wandel

Wenn Hermann Hesse sagt, „Die Welt hat einen Sinn und er ist in uns erspürbar in

Gleichnissen der Musik“, dann sind Kirchenlieder in prädestinierter Weise solche Gleichnisse. Sie verbinden Zeitgeschichte, Glaubensgeschichten, religiöse Überzeugung vom Sinn des Lebens und lassen dies in vielfältigen Melodien und Texten erfahrbar werden. Dies wird geradezu in uns spürbar, wenn wir diese Lieder anstimmen und singen. Unsere Kirchenlieder spielen nicht im Himmel, sie spielen mitten im Leben und verweisen auf eine anklingende Nähe Gottes mitten im Leben. In ihnen spüren wir unsere Seelenverwandtschaft ob gesund, krank, jung, alt, fröhlich oder traurig und überbrücken sogar für einen Moment die Grenzen geistiger Endlichkeit. Zugleich bleibt das Kirchenlied auch immer Ausdruck seiner Zeit und historischen Einbettung. So konnte lange Zeit gar nicht von dem „Kirchenlied“ gesprochen.

Neben dem vielfältigen muttersprachlichen Liedgut zeigt gerade das Kirchenlied nochmals eine starke Binnendifferenzierung je nach landeskirchlicher oder diözesaner Liedtradition. Erst mit Beginn des 19. Jahrhunderts setzen Bemühungen ein, einen konfessionellen und auch ökumenischen Stamm an gottesdienstlichem Liedgut zu sichern. Bis dahin waren muttersprachliche Kirchenlieder zumeist diözesanes bzw. regionales Liedgut. So erscheint 1915 das erste „Deutsche Evangelische Gesangsbuch“. Ende des 2. Weltkriegs entsteht das Evangelische Gesangsbuch (EKG), und nach Abschluss des Zweiten Vatikanischen Konzils wird in den deutschsprachigen katholischen Diözesen das Gotteslob als das katholische Einheitsgebet- und Gesangbuch der Diözesen in Österreich und Deutschland auf den Weg gebracht. Den regionalen Liedtraditionen wird auch im neuen Gotteslob mit entsprechenden Diözesananhängen wieder Rechnung getragen.

Im Ergebnis der regionalen Differenzierung können Kirchenlieder in ihrer Vertonung beziehungsweise Textgestalt variieren. Die Gründe hierfür reichen von regionalen Umformungen, Anpassungen und Auslassungen, Adaptionen an lokale Sprachdialekte oder besonderen Kirchtraditionen bis hin zur

Umgestaltung auf Grund besonderer Anlässe oder geschichtlicher Situationen. Daneben spielen zeitgeschichtliche theologische Einsichten und pastorale Strömungen eine erhebliche Rolle. Diese Wandelbarkeit ist auch der Tatsache geschuldet, dass Kirchenlieder früher weit weniger Bestandteil des Gottesdienstes als vielmehr Teil der Volksmission und der katechetischen Unterweisung waren. Gerade darin sah auch Martin Luther die hohe Bedeutung des volkssprachlichen Kirchenliedes.

So waren und sind Kirchenlieder immer auch ein pastoraler Ausdruck der vorherrschenden Theologie und daher einer ständigen Anpassung unterzogen.

Es wundert daher nicht, wenn gerade hochaltrige Menschen beim Singen aus dem Evangelischen Gesangsbuch oder dem katholischen Gotteslob die ihnen aus der Kindheit vertrauten Textstrophen und Melodien vermissen. Die alten Fassungen sind Teil ihrer religiösen Biographie. Gerade die Lieder der Kindheit und Jugend werden im Alter stärker erinnert. In den Gottesdiensten der Gemeinde wie auch in den Einrichtungen der stationären Altenpflege werden aber in der Regel die Lieder der gängigen Gesangsbücher angestimmt.

Kirchenlieder – ein pastorales Projekt für die stationäre Altenhilfe

Wenn Fähigkeiten wie Erinnerungsleistungen im Alter immer mehr abnehmen, so bleiben früh gelernte Melodien und Texte aber im Gedächtnis. Für ältere Menschen sind dies oft Kirchenlieder. Im Projekt „Singen kennt kein Alter“ haben der Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln e.V., der CARUS-Verlag, Stuttgart, die Diakonie, die Abteilung Kirchenmusik im Erzbistum Köln und viele weitere Partner die Edition „Aus meines Herzens Grunde“ mit umfangreichen Materialien entwickelt, die das Musizieren gerade mit älteren und an Demenz erkrankten Menschen unterstützen können.

Grundlage ist eine vom Referat für Caritaspastoral des Diözesan-Caritasverbandes für das Erzbistum Köln e. V. im Jahr 2010 durchgeführte Befragung in 75 Altenpflegeheimen in verschiedenen Diözesen Deutschlands. Ziel war es, die in der Kindheit besonders geschätzten und vertrauten Lieder zu erfassen. Im Ergebnis entstand eine „Hitliste von Kirchenliedern“ der 30er bis 50er Jahre, denen mitunter regionale Fassungen zugeordnet werden konnten.

An der Spitze stand „Großer Gott, wir loben dich“, gefolgt von „Maria breit den Mantel aus“ und „So nimm denn meine Hände“. Überraschend war die große Bereitschaft von Mitarbeitenden in den Einrichtungen, die Bewohnerinnen und Bewohner zu befragen. Die vielfältigen positiven Reaktionen ermutigten die Beteiligten, eine umfassende Kirchenliederedition mit den alten Fassungen auf den Weg zu bringen die im Jahr 2012 beim Carus-Verlag, Stuttgart mit einer Auswahl von 89 eingespielten evangelischen und katholischen Kirchenliedern in der Edition „Aus meines Herzens Grunde“ erschien. Begleitet und herausgegeben wurde die Edition vom Kölner Erzdiözesanmusikdirektor Richard Mailänder. Im Frühjahr 2013 erschien nun noch ein Band zu den schönsten Liedern der 30iger und 40iger Jahre unter dem Titel „Spiel mir eine alte Melodie“. Parallel wurden bereits Fortbildungen zum Kirchenlied für Mitarbeitende in den stationären Altenpflegeeinrichtungen angeboten, an denen über 200 Interessierte teilnahmen.

Vom Erleben der Kraft des Kirchenliedes

Der Idee zu dem Projekt ging ein sehr persönliches Erleben in der Altenpastoral voraus. Als junger Pastoralassistent hospitierte ich unter anderem bei Wortgottesdiensten mit Kommunionfeiern. Ich begleitete eine Ordensschwester, die diese Feiern sehr einfühlsam gestaltete. So wurde die erste Liedstrophe immer erst gelesen, dann die

Melodie gesummt, bevor gemeinschaftlich gesungen wurde.

Im Anschluss wurde die Kommunion auf die Zimmer gebracht. Wir betraten das Zimmer einer älteren Frau, die schläfrig im Bett lag. Die Augen blieben trotz der direkten Ansprache nicht bei uns. Und während wir sonst beteten und eine Bibelstelle lasen, fragte die Ordensschwester ganz unvermittelt: „Sollen wir singen?“ Und sie gab gleich selber die Antwort: „Bestimmt, Sie lieben doch Kirchenlieder. Das weiß ich.“

Und sie sang: „Wer nur den lieben Gott lässt walten“. Ich empfand die Situation zunächst als unwirklich. Hier war kein Gottesdienstraum. Aber die Augen der Frau wurden wacher, der Blick fester, der Mund bewegte sich erst unmerklich und mitten im Lied glitt die bis dahin leblose Hand langsam zur Stirn und über den Körper. Man erkannte, wie sie ein Kreuzzeichen über sich schlug. Und diese Frau begann in kurzen Lauten, so gut sie das noch konnte, mitzusingen. Es war dieses Erlebnis, welches die Kraft des Kirchenliedes zeigt – mindestens für alle die, die in ihrer Kindheit und Jugend dieses Liedgut gepflegt haben.

Nun gab es bisher kaum brauchbare eingesungene Fassungen von Kirchenliedern aus der Zeit der Bewohnerinnen und Bewohner der Altenpflegeheime. Zugleich fragen Angehörige von dementiell erkrankten Menschen nach entsprechenden Aufnahmen von Kirchenliedern. Hieraus entstand das Konzept für das Projekt „Singen kennt kein Alter“ unter der gleichnamigen Internetpräsenz (www.singen-kennt-kein-Alter.de)

„Aus meines Herzens Grunde“ – eine Edition für die seelsorgliche Arbeit

Ziel ist es, seelsorglich und pflegerisch Tätige, Angehörige, Ehrenamtliche in der Altenpastoral, wie überhaupt in der Gemeinde Aktive zu ermutigen, religiöses Liedgut zu

pflegen – sei es im privaten, gemeindlichen Raum oder im größeren Bezugsraum der Altenpflege. Eine echte Hilfe ist hier die Kirchenlieder-Edition „Aus meines Herzens Grunde“. So wurden entsprechend der Stimmen älterer Menschen die Lieder etwas tiefer gesetzt und alle 89 Kirchenlieder neu eingesungen. Daneben werden sie als Liedbegleitung rein instrumental auf je drei CDs vorgestellt. Gerade diese Instrumentalfassung ist eine große Hilfe in der Pastoral und insbesondere für alle, die sich nicht zutrauen, ein Lied anzustimmen. Da die instrumentale Begleitfassung alle Strophen eines Liedes umfasst, eignet sie sich besonders für die Gottesdienstbegleitung ohne Organisten. Gerade diese Situation stellt sich häufig bei Gottesdienstfeiern in Wohnbereichen der stationären Altenpflege.

Der Großdruck des Liedbandes ist eine große Hilfe beim Lesen, und kurze didaktische Hinweise im Anhang sollen das Mitsingen gerade im Alter erleichtern. Für alle Lieder wurden erstmals Gitarrenakkorde eingezeichnet. Der Klavierbegleitband bietet zudem einfache und daher gut spielbare Klaviersätze zu den 89 Kirchenliedern. Die Illustration von Barbara Trapp ist eine weitere Anregung zum Gespräch.

Das pastorale Anliegen dieser Kirchenliedersammlung ist es, ältere und hochaltrige Menschen in den verschiedensten (musikalischen) Lebenssituationen anzusprechen und zu begleiten: In der Familie, in der stationären und teilstationären Pflege, bei liturgischen Anlässen und in der kirchlichen Seniorenarbeit, aber auch in den Momenten des Alleinseins.

Prof. Dr. Hans Hermann Wickel, wissenschaftlicher Begleiter des Projekts, bringt das Anliegen prägnant zum Ausdruck: „Am schönsten werden die Lieder sicherlich zum Leben erwachen und ihre tiefe spirituelle Dimension entfalten, wenn sie gemeinsam und generationenübergreifend gesungen werden. Genau dann sind und bleiben Kirchenlieder ein prominenter Ort der Musik, in

dem sich die Berührung zwischen Gott und Seele vollzieht.“

Singen – ein Teil der Identität in der Demenz

Jeder Dritte in unserer Gesellschaft wird dementiell erkranken. Dies stellt Kirchgemeinden ebenso vor enorme Herausforderungen wie die caritativen Einrichtungen der Altenpflege. Bereits heute gehört in den Altenpflegeberufen die Biographiearbeit zum professionellen Umgang mit dementiell erkrankten Menschen. Gerade Lieder und Gesang haben hier eine erschließende Wirkung. So ist das Singen, vor allem in Gemeinschaft, ein sehr zuverlässiger Zugang zu Menschen mit verloren gegangenen kognitiven Fähigkeiten. Hier sind Hinweise zu Vorlieben wie auch zu negativen Vorerfahrungen von unschätzbarem Wert. „Menschen, die singen, sind in einem Ganz-Da-Sein, die Erinnerung an fröhliche Stunden wird wach. Die Melodie spricht das Innere des Menschen an, Emotionen werden geweckt. Lieder haben sich oft viel tiefer verwurzelt, als die Sprache.“⁵ So wissen wir heute, dass Situationen, die mit einem emotionalen Erleben verbunden sind, besser erinnert werden können. Genau diese Emotionalität leistet die Melodieführung der Texte. Muss Sprache erst kognitiv geformt werden, so sind Lieder dagegen wiederkehrende vorgeformte und so gekannte Sprachmelodien. „Die Melodie birgt die Chance einer inneren Ausdrucksform. Musik ist ein Gegenüber, das unsere Seele lebendig werden lässt.“⁶

Demenz braucht Beziehung – gerade in der Gemeinde

Wenn das eigene kognitive Vermögen abnimmt und so die Fähigkeit Beziehung zu gestalten, aufzubauen oder sogar zu erinnern, wächst die Bedeutung, vorhandene Beziehungen zu pflegen, zu stützen und zu erhalten. Wie bedeutsam – je nach biographischer Prägung – der Zugang des Singens

und der Gemeinschaft im Singen ist, verdeutlichte Beatrice Döhner, Dozentin für Gerontopsychiatrie während der Fortbildungsreihe „Singen kennt kein Alter“ im März 2013 an der Situation von Peter Wieners.⁷ Geboren 1935 in Köln, war der Schuldirektor, Mitautor der Mundorgel, ev. Prädikant in der Gemeinde, und seit der Konfirmation aktiv in unterschiedlichen Chören. An Demenz erkrankt, lebt er zuhause. Weiterhin besuchte er in Begleitung seiner Frau wöchentlich die Kirchenchorproben, denn so Frau Wiemers: „Musik ist Tradition in unserer Familie, von klein auf wurde Zuhause viel gesungen.“ Krankheitsbedingt wird Herr Wieners schon mal ungeduldig, vor allem dann, wenn er sich nicht artikulieren kann. Als Mitautor der Mundorgel kennt Herr Wiemers nicht nur die Kirchenlieder sehr gut, sondern ebenso die Volkslieder. So berichtet Frau Wiemers: „Beim offenen Singen konnte mein Mann – in Verbindung mit dem Singen – den Text von „Großer Gott, wir loben dich“ auf „Kölsch“ lesen, obwohl er sonst eigentlich nichts mehr lesen kann.“

Ohne Frage bedarf es heute Mut, mit einem dementiell erkrankten Menschen einen Chor oder gar den gemeindlichen Gottesdienst zu besuchen. Wie reagieren Gemeinden und auch Seelsorger auf dementiell erkrankte Menschen, wenn sie dem Gottesdienstgeschehen nur noch partiell folgen können und evtl. unruhig reagieren, unerwartet aufstehen und den Kirchraum verlassen möchten? Welche Gottesdienstgestaltung braucht es, um auch den Ansprüchen dieser Gemeindeglieder gerecht zu werden? Neben kurzen Predigten, die für alle ein Segen sind, wäre das besondere Augenmerk auf das Kirchenlied hier eine Hilfe für die dementiell erkrankten Kirchbesucher wie deren Angehörigen. Auch hier zeigt sich die diakonische Verfasstheit einer Gemeinde, die ihre dementiell erkrankten Mitglieder liturgisch integriert und ihnen die liturgischen Zugänge zur Gegenwart Gottes weiterhin offenhält. Und ganz persönlich darf man doch hoffen: „Sollte ich also zu den 30 Prozent gehören, die dementiell erkranken, so bitte ich schon jetzt darum, liebe Schwestern und

Brüder, liebe pastoral Verantwortlichen in meiner Gemeinde, lasst mich liturgisch nicht alleine?"

Singen – auch in der Sterbebegleitung?

Franco Rest hat zur wichtigen Frage, ob man im Sterbeprozess auch Singen kann und darf, das Entscheidende gesagt:

„Die Ohren der Menschen nehmen nicht nur Sprache, sondern auch Geräusche und Klänge auf. Die Melodien unserer Lieder drücken so viele Stimmungen aus, mit ihrer Hilfe kann auditive, dem Hören zugewandte Kommunikation am Sterbebett zur Therapie werden. Aus der Anwendung dieser und anderer musikalischer Formen bei sterbenden Menschen können wir schließen, dass Musik und Singen mindestens gleichwertige Bedeutung im Beistandsprozess haben. Singen vermittelt auch den Sterbenden Gemeinschaftserlebnisse, Selbstverwirklichung, seelische Entlastung, Wahrnehmung der eigenen Stimmungsschwankungen, Ablenkung von körperlichen Beschwerden, offene Stellungnahme zu den Lebensproblemen.“⁸

Die Relevanz des Gesagten wird am nachfolgenden Beispiel deutlich: Als eine Reinigungsfrau ihre Arbeit in einem Zimmer von zwei chronisch erkrankte Frauen durch leises Trällern begleitete, begann eine dieser Frauen mitzubrummen. Seit Tagen war kein Laut mehr von ihr gehört worden. Als sie tags darauf ihr Behagen über die Waschung ebenfalls durch melodisches Brummen kundtat, stimmte die Pflegekraft mit ein. Jenseits der „Sprache“ entstand so bis zum wenige Tage später eintretenden Tod der Patientin eine Form der Kommunikation. Was hier zufällig geschah, zeigt, dass Singen ein wichtiges Element in der Sterbebegleitung ist und ein planvolles Handeln dies in der Sterbebegleitung berücksichtigt.

Dieser Zugang zum Nächsten ist in der Tat jedem möglich und bedarf keiner gehobenen Professionalisierung oder neuer Qualitätsstandards. So kopierte die Tochter von Frau

S. aus dem Gebetbuch der dementiell erkrankten Mutter deren Lieblingslied: „Gott ist die Liebe!“ Durch die Initiative der Tochter stand dieses Lied allen Mitarbeitenden zur Verfügung. Frau S. reagierte beim langsamen Vorlesen (den Mitarbeitern war das Lied nicht bekannt!) durch „Mitsprechen und Summen“. Sie hatte mitunter ein strahlendes Gesicht und oft auch Tränen in den Augen. Dieses Lied ist bis zu ihrem Tod eine Brücke zwischen den Pflegenden und ihr geworden.

Die Beispiele verdeutlichen, wie sehr das Singen sowohl Teil der individuell-biographischen und somit auch professionellen Begleitung im Sterbeprozess sein kann. In diesem Sinne kann nur für einen sensiblen Einsatz dieser Möglichkeit geworben werden. So kann auch das gezielte Vorspielen einzelner Kirchenlieder und Sprechen vertrauter Gebete eine große Hilfe sein, um Vertrauen in eine Zukunft jenseits des Todes zu gewinnen. Kirchenlieder sind gerade im Hinblick des Ablebens Hoffnungsmelodien des Zukünftigen.

Singen im Alter – eine Herausforderung für die Gemeindechorarbeit

Wenn heute der demographische Wandel als die gesellschaftliche Herausforderung wahrgenommen wird, so dürfen wir auch in Gemeinden künftig nicht nur großen Wert auf Kinder-, Jugend- oder Familienchöre legen. Es gehört zu den Merkwürdigkeiten, dass viele Kirchenchöre das „Altern“ nicht annehmen, sondern geradezu von ihrer Überalterung sprechen. Bereits seit Jahren machen stationäre Einrichtungen in der Altenpflege gute Erfahrungen mit sogenannten „Projektchören mit älteren Menschen“. Was in der stationären Begleitung gut funktioniert, könnte ein Beispiel für die Gemeindepastoral sein. Es bedarf fraglos eines neuen Zugangs in Form der Proben-technik, des Schwierigkeitsgrades der zu singenden Literatur und der vorgegebenen Tonhöhen. Im Erzbistum Köln gibt es unter der Leitung von Erzdiözesanmusikdirektor

Richard Mailänder und dem Regionalkantor Bernhard Nick erste Aufbrüche mit „Seniorenchören“. Ob als Gemeindeprojekt der Altenpastoral oder als Sozialraumöffnung einer stationären Altenhilfeeinrichtung liegt diesen Ambitionen die Erkenntnis zu Grunde: „Singen in Gemeinschaft ist sicherlich eine der beliebtesten Unterhaltungsformen älterer Menschen“ so Hermann Otto, Präsident des Chorverbandes Nordrhein-Westfalen. Genau aus dieser Erfahrung wird immer schon beim Seniorennachmittag in der Gemeinde gesungen. Es fehlt aber bisher der Mut zu Seniorenprojektchören in der Gemeinde.

Ermutigen kann man auch zu moderierten Kirchenliedernachmittagen, wie es kürzlich durch den Caritasverband Rhein-Sieg e.V. in Kooperation mit dem Regionalkantor Bernhard Blitsch und dem katholischen Bildungswerk Rhein-Sieg in der Kirche Sankt Katharina in Swisttal-Buschhoven angeboten wurde. Ältere Menschen und ihre Angehörigen, Bewohnerinnen und Bewohner der stationären Altenhilfeeinrichtungen, weitere Interessierte kamen aus den umliegenden Gemeinden zusammen und sangen eine Vielzahl von Kirchenliedern (siehe www.singen-kennt-kein-Alter.de).

Zu solchen Projekten gilt es, Organisten, Kantoren und Kirchenchorleiter zu ermutigen. Denn im pastoralen Sinne steht weniger der konzertante Auftritt im Vordergrund, sondern die Ermöglichung von Gemeinschaft. Singen ist gerade im Alter ein Mittel gegen die Vereinsamung. Der Glaube verbindet, schafft Begegnung und Beziehungswirklichkeiten. Dieses Anliegen ist der Chorarbeit nicht fremd, und es gilt, dies im pastoralen Sinne zu stärken. In der stationären Altenhilfe der Caritas gelingt es, weitere Ehrenamtliche und Instrumentalisten sowie Angehörige mit einzubeziehen. Gerade letztere erleben diese gestaltete Freizeit als eine ungeheure Entlastung und beobachten oft mit Freude die positive Erlebnissituation bei den ihnen anvertrauten Menschen. Kooperationsprojekte mit Kirchenchören wären wünschenswert und würden diesen sicher mehr

Selbstvertrauen im Annehmen des „Alters“ geben. Denn unabhängig von unseren Lebenssituationen gilt, was Yehudi Menuhin treffend formulierte: „Die Musik spricht für sich allein. Vorausgesetzt, wir geben ihr eine Chance.“

Anmerkungen:

- ¹ Die Zahl der Chöre in Deutschland kann nur geschätzt werden und variiert von 45.000 bis über 60.000 Chöre.
- ² <http://www.feldenkrais-gesang.de/feldenkrais/YehudiMenuhin.pdf>, 11. Mai 2012.
- ³ Kinder singen ihren Glauben, Die deutschen Bischöfe. Liturgiekommission Nr. 31, S. 9.
- ⁴ Forum Katholische Seniorenarbeit, Bischöfliches Ordinariat Stuttgart (Hrsg.), Walter Hirt, Spiritualität in Volksliedern, 2009, S. 3.
- ⁵ Forum Katholische Seniorenarbeit, Bischöfliches Ordinariat Stuttgart (Hrsg.), Christine Czeloth-Walter, Kreative Ansätze in der Arbeit mit älteren Menschen. 2009, S. 32
- ⁶ Ebd.
- ⁷ Es sei Frau Wiemers gedankt, die Frau Döhner ermutigt hat, sein Leben und seine heutige Lebenssituation als beispielhaft für dementiell erkrankte Menschen zu schildern.
- ⁸ Franco Rest, Den Sterbenden Beistehen, Ein Wegweiser für die Lebenden, 1998, S. 114.

Literaturdienst

Norbert Trippen, Joseph Kardinal Höffner (1906–1987), Bd. 2: Seine bischöflichen Jahre 1962–1987 (= Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte, Reihe B: Forschungen, Bd. 122). Paderborn – München – Wien – Zürich: Schöningh, 2012. 530 S. (ISBN 978-3-506-76841-4).

2003 und 2005 veröffentlichte Norbert Trippen die beiden Bände seiner Biographie über Kardinal Frings. 2009 folgte der erste Band seiner Höffner-Biographie, deren zweiter Band 2012 erschien. Alle Bände beruhen auf umfassender Kenntnis der Literatur und intensiven Archivistudien. Gerade im Fall des letzten Bandes aber konnte Trippen nicht nur auf seine eigenen Kenntnisse u. a. als Regens des Kölner Priesterseminars, sondern auch auf die z. T. sehr farbigen Berichte von Höffners Mitarbeitern Reinhard Lettmann, Norbert Feldhoff und Manfred Melzer sowie anderer Zeitzeugen zurückgreifen.

Der Band setzt ein mit Höffners Wahl zum Bischof von Münster 1962 und endet mit seinem Tod am 16. Oktober 1987. In diesem Vierteljahrhundert nahm Höffner 1962–1965 am Zweiten Vatikanischen Konzil teil. 1969 wurde er zunächst Koadjutor und kurz darauf selbst Erzbischof von Köln sowie Kardinal. Nach der Würzburger Synode 1971–1975 übernahm er 1976 die Leitung der Deutschen Bischofskonferenz. Papst Johannes Paul II. entpflichtete ihn zum 14. September 1987 vom Amt des Erzbischofs.

In Höffners Amtszeit als Bischof fielen bedeutende gesellschaftliche und kirchliche Veränderungen. Aufrichtig befürwortete er die vom Zweiten Vaticanum eingeleiteten Reformen. Wie er sie zunächst in Münster, dann in Köln umsetzte, berichtet Trippen insbesondere im Hinblick auf die Priesterausbildung und die Einführung zahlreicher Beratungsgremien. Übereilte bzw. extreme Reformen lehnte Höffner ab und nahm dann auch Konflikte in Kauf. In deren Verlauf blieb er stets höflich und setzte auf die Kraft seiner nüchternen, manchmal etwas professoral vorgetragenen Argumente. Selten griff er hart durch. Stattdessen bevorzugte er es, Konfliktsituationen geduldig, aber zielstrebig aufzulösen. So vermied er, dass langanhaltende Verletzungen zurückblieben. Von derartigen Konflikten sollen aus der Münsteraner Zeit genannt werden Höffners Eingreifen zur Rettung des Schönstatt-Werks und sein Vorgehen im Fall der in der Bischofsstadt gelegenen Pfarrei St. Antonius. Dort ließen einige junge Priester, darunter der Ratzinger-Schüler Werner Böckenförde und der spätere Limburger Bischof Franz Kamphaus, unerlaubte liturgische Experimente zu. Im Erzbis-

tum Köln kam es besonders im Bereich der Hochschulseelsorge zu schwersten Auseinandersetzungen. Über das Erzbistum hinaus griff Höffner u. a. in das Lehrbeanstandungsverfahren gegen Hans Küng ein, beteiligte sich an Gesprächen der NRW-Bischöfe mit dem niederländischen Episkopat und engagierte sich als „Nothelfer“ der in eine Krise geratenen Vatikanbank. Im politischen Bereich kämpfte er für den Schutz des ungeborenen Lebens, durchstand eine Auseinandersetzung mit Bundeskanzler Helmut Schmidt über die Gefahren einer zu hohen Staatsverschuldung und trug zur Versöhnung zwischen Deutschen und Polen bei. Höhepunkte von Höffners Amtszeit waren die Papstbesuche in Köln 1980 und 1987. Bei den Trauerfeiern nach seinem Tod zeigte sich, wie groß sein Ansehen nicht nur in kirchlichen Kreisen gewesen war.

Im Pastoralblatt 39 (1987) S. 92 schrieb P. Hermann-Josef Lauter, Höffners „Stärke“ sei „die Klarheit. In einer Zeit epochaler Umbrüche in Kirche und Gesellschaft wollte [...] der Kardinal sichere Wegweisung geben und hat damit weit über die Grenzen der Erzdiözese hinaus Gehör gefunden.“ Dank der Arbeit Trippens wird das Beispiel Höffners auch künftigen Generationen hilfreich sein.

P. Marcel Albert OSB

Thomas von Mitschke-Collande: Schafft sich die katholische Kirche ab? Analysen und Fakten eines Unternehmensberaters. Mit einem Vorwort von Kardinal Karl Lehmann, München: Kösel 2012, S. 256 S., ISBN 978-3-466-37054-2.

Mit „kardinalrotem“ Schutzumschlag und einem Vorwort von Karl Kardinal Lehmann, der zu bedenken gibt, dass „das Buch mit Zuspitzungen nicht spart“, werden von dem emeritierten McKinsey-Direktor in fünf Kapiteln „Analysen und Fakten eines Unternehmensberaters“ vorgelegt. Ausgehend von der Laienverantwortung (CIC 212 § 3) in der Kirche geht es dem Autor „nicht mehr vorrangig um Strukturen, sondern vor allem darum, Denkweisen und Mentalitäten zu ändern“ (S. 14).

Das erste Kapitel über „Das Ende der Volkskirche“ beginnt er mit dem vom „Missbrauchs-Tsunami“ (mehr Austritte als Taufen) geprägten Krisenjahr 2010. Ob diese Krise „in ihrer Art einmalig“ war, ist aus der größeren kirchengeschichtlichen Perspektive zu relativieren (S. 20:

größte Herausforderung seit der Säkularisation 1803) und die meist übersehene Zahl der „Fehlanzeigen“ wird auch nicht thematisiert, wohl aber das (schon fast vergessene) Theologen-Memorandum von 2/2011. Zu dem Ende des erfolgreichen bzw. sog. konstantinischen „Geschäftsmodells“ mit dem Monopolverlust der Kirche als kirchlich-religiöser Orientierungsinstanz in der pluralen Gesellschaft formuliert Mitschke-Collande: „Dennoch bleibt der Eindruck, dass die gegenwärtigen in allen Bistümern durchgeführten sog. Strukturreformen nicht den Untergang wachstumsorientiert nach vorne gewandt gestalten, sondern eher mit einem fantasielosen Bürokratie-Katholizismus den Untergang verwalten“ (S. 19). Zur „Krise der Weitergabe des Glaubens“ benennt er neben dem klassisch methodischen Dreischritt (Positionsbestimmung, Zukunftsvision, Maßnahmenplan) ein tradiertes Zitat von Papst Johannes XXIII.: „Wir wagen jetzt diesen Aufbruch und dann wird der Heilige Geist uns schon leiten, so dass die richtigen Ergebnisse dabei herauskommen“ (S. 22).

Im zweiten Kapitel analysiert Mitschke-Collande seine bzw. die sechs Dimensionen der „Kirche in der Krise“, die mit der Glaubens-, der Vertrauens-, der Autoritäts-, der Führungs-, Struktur- und der Vermittlungs-Krise wie in einer „Abwärtsspirale“ wirken. Angesichts des „dramatischen Abwärtstrends fast aller wesentlichen Indikatoren“ für den Zeitraum 1990-2011 formuliert der Autor im dritten Kapitel die Postulate: „Weniger Realitätsverweigerung und Selbsttäuschung, mehr Krisenbewusstsein und Veränderungsbereitschaft sind angezeigt“. Für eine sog. „Theologie des Gesund-Schrumpfens“ hält er „Kaputt-Schrumpfen“ für den „angebrachteren Begriff“ (S. 117).

Zu der Frage, „soll sich die Kirche mit einer Diasporasituation in ganz Deutschland“ zufriedengeben“, stellt Mitschke-Collande im IV. Kapitel die These auf, „eigentlich müsste die Kirche boomen“, denn „Brüchigkeit der Existenz, Daseinsängste und Sinnzweifel gehören zu den Grunderfahrungen des postmodernen Menschen“ (S. 121). Angesichts der „Krise der Wohlstandsgesellschaft“ und der „Überkomplexität der Alltagsrealität“ ist bei 47% der Gesamtbevölkerung „noch Religiosität vorhanden, die mobilisiert werden könnte“.

Unter der Voraussetzung, dass (die) „Tradition ein Prozess ist, der sich dynamisch weiterentwickelt“, stellt Mitschke-Collande im V. Kapitel in fünf Punkten „Wege aus der Krise“ zusammen. Für die Entwicklung eines „neuen Selbstverständnisses“ will er „die Kirche mental auf den Kopf stellen“, damit sie „evangeliumsgemäßer“, „katholischer“ (und nicht römischer) und „menschlicher“ wird. Im zweiten Punkt geht er davon aus, dass die Kirche „sich einer Sprache bedient, die trotz Muttersprachlichkeit nicht verstanden wird“ (S. 167). Dazu empfiehlt er mit Beispielen, „die Sprache der Menschen zu sprechen“, die „Medien als Partner, nicht als Feinde“ zu sehen und

die „neuen Medien zu nutzen“ gemäß der Devise „der Geist weht wo er will, vor allem in Netz“ (S. 181). Weiterhin ist für die „Wege aus der Krise“ eine „neue Kultur des Miteinanders im Dialog“ erforderlich, damit „die wachsenden Konfrontationen durch eine Kultur der Verständigung überwunden werden können“ (E. Biser). Damit Christentum und christlicher Glaube in Deutschland und Westeuropa nicht nur „ein Element einer elitären, bildungsaffinen Oberschicht wird“, fordert Mitschke-Collande im vierten Punkt, die „Gläubigen in die Pflicht zu nehmen“, wozu er vor allem auf das Potential bei den Frauen und den jungen Menschen setzt. Der Schlusspunkt gipfelt in „mehr Mut zur Innovation und zu neuen Wegen“. Hier wird der methodische Ansatz des Autors noch einmal deutlich erkennbar: „Innovationen ... gelten als wichtigster Hebel zur Sicherung der Zukunftsfähigkeit von Unternehmen“ (S. 210). Vor dem Hintergrund der weltkirchlich einmaligen deutschen staatskirchenrechtlichen Strukturen will Mitschke-Collande dazu anerkennenswerterweise auf die abendländisch-christliche Mystik (und nicht modische, asiatische oder esoterische Strömungen) zurückgreifen und in der Zielgruppenarbeit als Hauptzielgruppe die „treuen Kirchenfernen“ nach Modellen aus dem Bistum Erfurt, der Citykirche Wuppertal und des GlaubensMobils des Bonifatius-Werkes an das kirchliche Leben heranführen. Auch in den oft kritisierten „größeren pastoralen Räumen“ sieht er viele Chancen, zu echten „Kooperationsräumen“ zu werden, „solange die persönliche und räumliche Nähe zu den Menschen nicht aufgegeben werden“ (S. 220) und es ein „Netzwerk von Leuchttürmen des Glaubens“ gibt. Mit zahlreichen Beispielen der „kritischen Basis-Bewegungen“ (z. B. Kirchenvolksbegehren, Pfarrer-Initiativen) verbindet er seinen Appell, „loyalen Ungehorsam zu lernen“, damit aus den „Enttäuschten über Wut-Christen schließlich Mut-Christen werden, die sich öffentlich wehren“ (S. 225). Mitschke-Collande schließt seinen „Ausblick“ auf die Kirche in Deutschland, die schon oftmals wichtige Impulse der Weltkirche gegeben hat, mit der (rhetorischen) Frage: „Warum sollte von uns deutschen Katholiken nicht auch diesmal ein Impuls an die Weltkirche ausgehen und dies schließlich zu einem Dritten Vatikanum führen?“ (S. 233).

Der Autor hat damit aus der Perspektive der Unternehmensberatung für das „Unternehmen katholische Kirche in Deutschland“ in einer „professionell-verständlichen Sprache“ eine gut lesbare und loyale Zusammenfassung (religionssoziologisch bekannter Ergebnisse) zwar ohne Fußnoten zusammengestellt, aber mit 43 sehr anschaulichen Tabellen belegt. Auch nach der nun vorliegenden Sinus-Milieu-Studie 2013 und neuen medialen Krisenberichten sind „diesem aufrüttelnden Buch“ – mit Kardinal Lehmanns Worten – „viele aufmerksame Leser“ in allen „Etagen des Unternehmens“ zu wünschen.

Reimund Haas

Unter uns

Auf ein Wort

Dem großen Physiker Albert Einstein schreibt man die Bemerkung zu, Gott sei raffiniert, aber nicht boshaft. Das Wort „raffiniert“ findet sich interessanterweise nicht in der Bibel, vielleicht auch deshalb nicht, weil man es zu leicht gegen „hinterlistig“, „gerissen“ und „verschlagen“ austauschen kann. Das alles ist Gott nicht! Wohl aber ist unser Gott ein Gott der Überraschungen, wie ich selber erfahren durfte. Dass er sich jeder Berechnung und jedem Zugriff entzieht, ging dem amerikanischen Trappisten und Bestsellerautor Thomas Merton (+1968) schon früh auf. In „Zeiten der Stille“ schreibt er: „Mit meiner Hand auf dem Schlüssel zur Tür der Empore, wo ich zum erstenmal die Mönche Psalmen singen hörte, harre ich nicht auf Antwort, denn ich habe angefangen zu begreifen, dass Du niemals antwortest, wenn ich es erwarte.“ Gott steht nicht auf Abruf bereit, auch lässt er sich nicht programmieren, so dass man sagen könnte, wie er „funktioniert“. Er handelt jenseits unserer menschlichen Berechenbarkeit“ (M. Thumm). So ist jeder Tag ein spannendes Abenteuer mit ihm, das „jenseits der Fahrpläne, jenseits alles Geplanten“ beginnt (K. Spiecker).

Willibald Bösen

aus: Erzählen will ich von seiner Nähe!
Erlebnisse und Erfahrungen mit Gott. Paderborn 2011, S. 101.

Tierliebe

Ein dankbarer Patient lädt die kleine Schwesterngemeinde zu einem Grillabend in seinen Garten ein. Drei Würstchen und ein Steak schaffen sie beim besten Willen nicht mehr.

Die Schwester Oberin, sparsam wie immer, sagt zum Gastgeber: „Die nehme ich für unseren Klosterhund mit, damit er auch etwas von unserem Festessen abbekommt.“

Schwester Emerantia freut sich: „Endlich kauft uns die Mutter Oberin einen Hund!“

Die Schnorrer

Zwei Landstreicher bitten an der Pforte des Klosters in Altötting um ein Mittagessen. Der Klosterpförtner fragt die beiden: „Ja, haben Sie denn keinen Beruf?“

„Doch, doch“, sagt der eine, „aber leider bin ich arbeitslos.“

„Und Sie?“, fragt er den anderen. Der erklärt: „Ich bin sein Bodyguard.“

(beide aus: Christliches Hausbuch für das ganze Jahr. St. Benno-Verlag GmbH. Leipzig 2003. ISBN 3-7462-1483-1)

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E